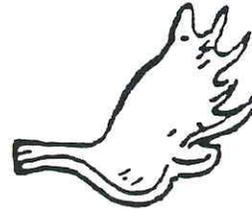
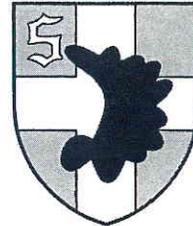
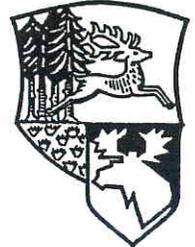




Heydekrug



Allenburg

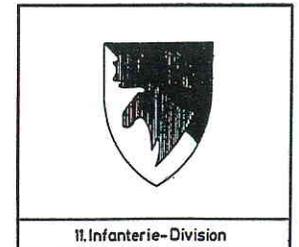


Der Elch und die Elchschaufel

Symbole Ostpreußens



Benno Dilba



11. Infanterie-Division

Der Elch und die Elchschaufel

Symbole Ostpreußens

Benno Dilba

1995

Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur,
Parkallee 86, 20144 Hamburg

Redaktionelle
Bearbeitung: Astrid Kaim-Bartels

Herstellung: Druckerei und Verlag J. Sollermann,
Am Emsdeich 23, 26789 Leer

Hamburg 1995

Die Drucklegung wurde gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums
des Innern

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Zur Entwicklung des Elchbestandes in Ostpreußen	7
Elchschaufel mit Tradition: Das Trakehner Brandzeichen	13
Der Elch: Vom Motiv zum Symboltier	19
Elchsymbole als Truppenkennzeichen und Traditionsabzeichen bei Freiwilligenverbänden und in Wehrmacht und Bundeswehr	39
Die Elchschaufel als Emblem von Verbänden und Organisationen	53
Literatur	63

Bildnachweis: Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen,
Archiv der Kreisgemeinschaft Gumbinnen

Vorwort

Neben den legitimen Symbolen der Länder und Staaten, den Wappen und Flaggen, versinnbildlichen häufig auch noch andere Zeichen und Bilder ein Land und sein Volkstum. Das am 22. 9. 1880 verliehene Provinzialwappen Ostpreußens, der aus dem 1525 geschaffenen herzoglichen Wappen Preußens übernommene Adler, galt im Bewußtsein weiter Kreise als Symbol des Königreiches Preußen. Mit dem Sturz der Monarchie mußte sich der ostpreußische Adler der republikanischen Staatsform anpassen und auf Krone, Zepter, Reichsapfel und Fridericus-Monogramm verzichten. Mit dieser Entwicklung ging ein Bedeutungsschwund des Provinzwappens einher; zunehmend traten andere Symbole an seine Stelle. In erster Linie ist hier der Elch bzw. die Elchschaufel zu nennen. Ausgehend von der Verwendung der Elchschaufel als Brandzeichen für die Trakehner Pferde im Jahre 1787 entwickelten sich Elch und Elchschaufel zu Sinnbildern Ostpreußens.

Zu diesem Prozeß trug auch die politische Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg bei: Abgetrennt vom Westen des Deutschen Reiches und politisch und wirtschaftlich in einer bedrohten Situation, rückten die Ostpreußen näher zusammen und nahm die Bedeutung von Identifikationsemblemen zu. Das Trauma von Flucht und Vertreibung tat ein übriges. Welches Sinnbild für den Zusammenhalt der in aller Welt zerstreuten Ostpreußen lag da näher als der Elch und die Elchschaufel? Korrespondiert doch dieses Tier mit seiner urwüchsigen Gestalt, seinen kraftvollen und doch ruhigen Bewegungen mit der ostpreußischen Natur und ist insofern besonders geeignet, die Sehnsucht der Ostpreußen nach ihrer geliebten Heimat auszudrücken.

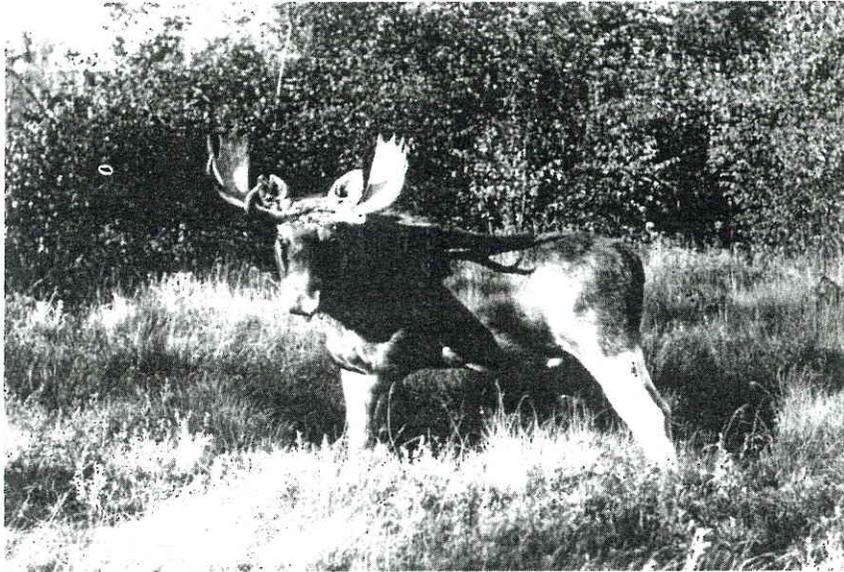
Der Bedeutung des Elches und der Elchschaufel als Symbole Ostpreußens spürt der Verfasser dieses Arbeitsbriefes, Benno Dilba, nach. In unermüdlicher Arbeit hat Dilba umfangreiches Material zu diesem Thema zusammengetragen. Aus Platzgründen kann hier leider nur ein Bruchteil seiner Ergebnisse vorgestellt werden! Sein Manuskript "Die Elchschaufel, Symbol Ostpreußens" hat der Verfasser dem Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen zur Verfügung gestellt.

Ihre Kulturabteilung

Zur Entwicklung des Elchbestandes in Ostpreußen

Wer an die ostpreußische Fauna denkt, dem fällt zuerst der Elch ein. Dies liegt nicht nur an seinem Symbolcharakter für Ostpreußen, sondern auch an seiner eigentümlichen Gestalt. Der berühmte Zoologe Alfred Brehm, der in den 1860er Jahren das ostpreußische Elchrevier Ibenhorst besuchte, beschreibt ihn in seinem "Tierleben" mit den Worten: "Die Elche sind gewaltige, plump gebaute, kurz- und dickhalsige, hochbeinige Geschöpfe, mit schaufelartig ausgebreiteten, fingerförmig eingeschnittenen, vielfach gezackten Geweihen, an denen die Augen- und die Mittelsprossen fehlen; sie besitzen kleine Tränengruben, Haarbüschel an der Innenseite der Fußwurzel und Klauendrüsen, aber keine Eckzähne. Der Kopf ist häßlich, die obere Lippe hängt über; die Augen sind klein, die Ohren lang und breit; der Schwanz ist sehr kurz." Diese wenig schmeichelhafte Darstellung hinderte Brehm jedoch nicht daran, sich im "Tierleben" nachdrücklich für den Erhalt des "berühmten Ureinwohner Preußens" einzusetzen.

In antiker Zeit war das Elchwild in Europa weit verbreitet. In der klassischen Literatur wird es zum erstenmal bei Polybios (etwa 140 v. Chr.) genannt. Bei Cäsar taucht 53 v. Chr. der heutige wissenschaftliche Name "Alces" erstmalig auf. Als der große Römerfürst seine Heerscharen in die Urwälder Germaniens führte, wurde ihm von seltsamen großen Huftieren berichtet, die den Namen "Alces" führen. Diese hirschartigen Geschöpfe müßten stehend schlafen, da ihre Hinterläufe keine Gelenke besäßen. Daher lehnten sie sich zur Ruhe an große Bäume. Listige Jäger machten sich diesen Umstand zunutze, indem sie die Stämme, an denen die Tiere ruhten, abschlugen, wobei die Schläfer durch die Last ihres gegen den Stamm drückenden Körpers zu Fall kämen und sich nicht wieder erheben könnten. Auf diese Art und Weise würden sie den Jägern eine schnelle und sichere Beute werden. Ein köstliches Stück Jägerlatein, das sich Cäsar da in seiner berühmten Schrift "De bello gallico" hat aufbinden lassen.



Bulle im Sumpf stehend (14-Ender)

Kaiser Gordian brachte im dritten Jahrhundert n. Chr. die ersten Tiere zu Kampfspielen nach Rom. Auch im berühmten Nibelungenlied wird der Elch als ein Bewohner des Wasgenwaldes geschildert. Die "Elchnachrichten" aus dem Altertum und dem Frühmittelalter geben über die tatsächliche Verbreitung wenig Auskunft. Vermutlich kamen schon damals in den von Rom beherrschten Gebieten nur noch selten Elche vor.

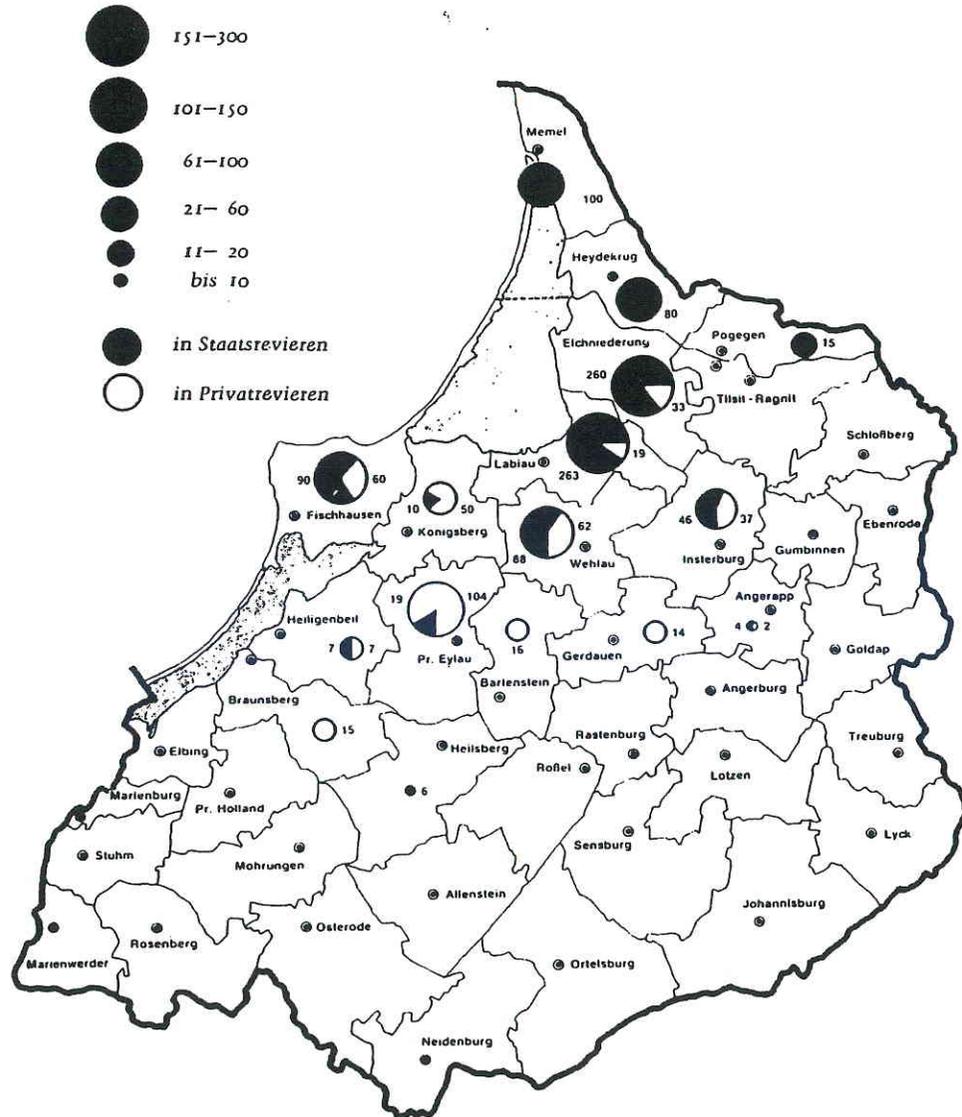
Im Hochmittelalter zog sich der Elch auch in Deutschland immer weiter nach Norden und Osten zurück. Ausschlaggebend hierfür waren die fortschreitende Kultivierung des Landes und die zunehmende Jagd. Mitte des 16. Jahrhunderts war der Elch im mittleren und westlichen Deutschland bereits ausgerottet. Der letzte Elch in Sachsen wurde 1746, in Galizien 1760 und in Schlesien 1776 erlegt. Um 1800 existierte der Elch in Deutschland nur noch in Ostpreußen. Allerdings war er auch hier bereits stark vermindert und hatte in seinem zahlenmäßigen Bestand große Schwankungen erlebt. Haupteinstandsgebiete waren die Kurische Nehrung, die Niederungen des Pregels und die Erlenbruchreviere des Memel-

deltas. In der Johannisburger und Rominter Heide gab es schon 1800 kein Elchwild mehr. Für 1728 ist ein Bestand von 705 Stück Elchwild überliefert. Im selben Jahr befahl König Friedrich Wilhelm I. (1688-1740) durch Kabinettsorder die Schonung des Elchwildes sechs Meilen (= 45 km) um Königsberg herum. 1731 wurde zwölf Meilen (= 90 km) um Königsberg jeglicher Abschuss ohne besondere königliche Erlaubnis untersagt. Die ersten Schutzmaßnahmen sind jedoch rund 100 Jahre älter: Bereits 1638 waren die Aschbrenner aus der Osteroder Wildnis, dem Liebesmühler- und dem Skapenwalde verwiesen worden, weil sie die Elche durch Raunen und Lärm stark beunruhigten.

Besonders während des Siebenjährigen Krieges erlitt das Elchwild durch wahllosen Abschuss schwere Verluste. 1763 war der gesamte Elchbestand der Provinz auf sieben Tiere zusammengeschrumpft. Aus diesem Grund erließ Friedrich der Große (1712-1786) für die Jahre 1764 bis 1767 ein Abschussverbot für Elche. 1785 wurden alle zur Hohen Jagd berechtigten Jäger aufgefordert, freiwillig auf die Elchjagd zu verzichten. Im folgenden Jahr unterstützte der preußische König Friedrich Wilhelm II. (1744-1797) den Aufruf durch einen Befehl, "dieses Wildbrett sechs Jahre gänzlich zu schützen". Nicht einmal für die Hofküche durfte der Elch geschossen werden. Begehrt war während dieser Zeit nicht nur das Fleisch, das sehr wohlschmeckend ist und geschmacklich zwischen Hirsch- und Rindfleisch eingeordnet werden kann, sondern auch die Elchhaut. Sie erfreute sich bereits im Mittelalter besonderer Wertschätzung, da sie angenehm weich und strapazierfähig ist. Zar Paul I. (1754-1801) rüstete seine gesamte Gardereiterei mit Reithosen aus Elchleder aus, wodurch zeitweise der Fortbestand des Elchwildes auf russischem Territorium bedroht wurde.

Trotz der Schutzmaßnahmen für Elche in Ostpreußen wechselte der Bestand auch in der Folgezeit erheblich. Betrug er um 1800 etwa 500 Stück, so brachte der Durchzug des napoleonischen Heers, das Jahr 1848 mit seiner Jagdfreiheit sowie Hochwasser und Seuchen erhebliche Einbußen. Erst um 1900 setzte durch gezielte Hegemaßnahmen, die im folgenden noch beschrieben werden, eine Aufwärtsentwicklung ein, die 1914 mit einer Zahl von 800 Elchen ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte.

Anzahl der Elche im Gebiet des Jagdkreises

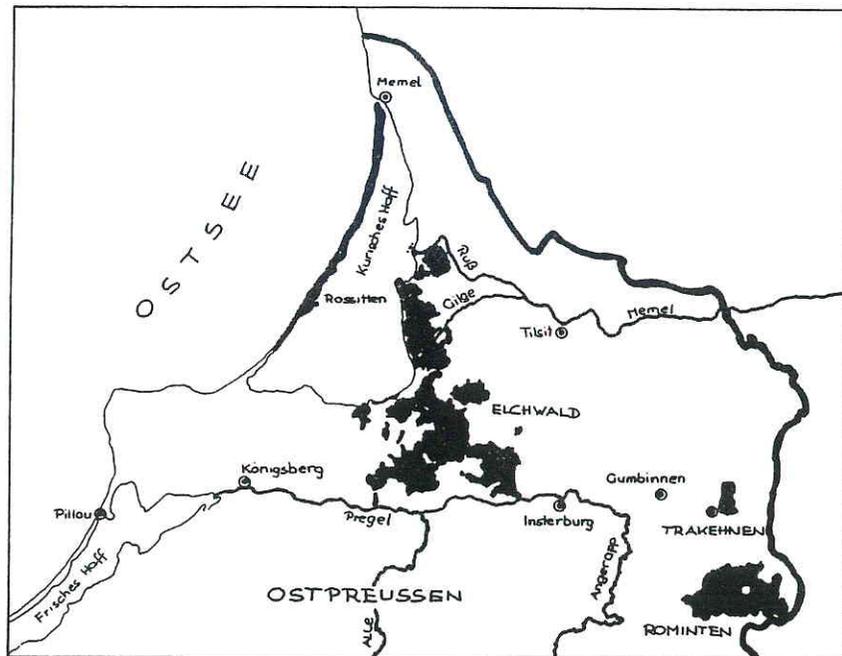


Die Verteilung des ostpreußischen Elchwildes nach Raum und Zahl im Jahre 1939

Die von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen begründete traditionelle Fürsorge des preußischen Herrscherhauses für die ostpreußischen Elche wurde von ihren Nachfolgern fortgesetzt. So ließ Friedrich Wilhelm III. (1770-1840) 1800 aus dem Revier Taberbrück Elchkälber zur Zucht in den Tiergarten nach Potsdam bringen. 1874/75 verhinderte eine Intervention des Kaisers Wilhelm I. (1797-1888) den Bau einer Chaussee durch den Ibenhorster Forst (Kreis Elchniederung), einem der letzten Standquartiere der Elche. Sein Enkel, Wilhelm II. (1859-1941), der erstmals 1883 in diesem Gebiet jagte, baute später im Elchrevier (bei Tawellningken) das kleine Jagdschloß Pait.

Längerfristige Hegebestrebungen zur Vermehrung der Elchbestände setzten erst relativ spät ein: 1851 schuf man mit der Oberförsterei Ibenhorst das erste Elchschonrevier. 1897 wurde die Jagdzeit des Elchwildes auf den September beschränkt und dem weiblichen Elchwild gänzliche Schonung gewährt. Um die Jahrhundertwende verlagerte sich der Schwerpunkt der Elchhege auf die neu errichtete rund 800 ha große Oberförsterei Tawellningken. 1906 erklärte Kaiser Wilhelm II. die Reviere Ibenhorst, Tawellningken und Nemonien zu Elchgehegen. Den Ersten Weltkrieg überstanden die Elche zwar verhältnismäßig gut, jedoch ging der Bestand durch das Wildererunwesen während der Revolutionswirren auf wenige Tiere zurück. Nur das Eingreifen des Militärs verhinderte die völlige Ausrottung. Eine Wende brachte erst die Verordnung des ostpreußischen Oberpräsidenten Ernst Ludwig Siehr (1869-1945), der den Elch 1920 zum "Naturdenkmal" erklärte und eine fünfjährige Schonzeit verfügte. Begleitend fand unter dem Vorsitz des preußischen Ministerpräsidenten und gebürtigen Königsbergers Dr. Otto Braun (1872-1955) in der Provinzhauptstadt eine Sitzung statt, auf der beschlossen wurde, wesentliche Teile des Forstamtes Tawellningken durch Hochwasserschutzmaßnahmen in ein Elchrückzugsgebiet umzuwandeln. Den Höhepunkt der Elchhege-maßnahmen in Ostpreußen stellt die Verordnung vom 12. 9. 1937 dar, durch die ein 46.550 ha großes Gebiet im Bereich von neun Forstämtern östlich und südöstlich des Kurischen Haffs unter der Bezeichnung "Deutscher Elchwald" zum Reichsnaturschutzgebiet erklärt wurde. Der Elchbestand nahm bis 1945 stetig zu: 1930 wurden 1.070, 1938 1.300 und 1945 1.500 Tiere gezählt.

Die Annexion Ostpreußens durch die Russen führte in kurzer Zeit zur Vernichtung des seit fast zwei Jahrhunderten mit Hingabe gepflegten Elchbestandes. Nur wenige Tiere sind der Ausrottung entgangen. Aus diesen und zugewanderten Elchen aus Litauen und Polen hat sich langsam wieder eine kleine Population aufgebaut, die heute sogar den Vorkriegsstand überschritten haben soll.



Der Elchwald

Elchschaufel mit Tradition: Das Trakehner Brandzeichen

Die ostpreußische Warmblut-Pferdezucht mit ihrer langen Tradition ist unlösbar mit dem Namen Trakehnen verbunden. Man spricht von Arabern, von Hannoveranern oder von Iren, aber beim ostpreußischen Warmblutpferd spricht man vom Trakehner und meint damit das Pferd mit dem Elchschaufelbrand. Dies ist auch nicht verwunderlich, war doch das Gestüt Trakehnen die Keimzelle einer gezielten Warmblutzucht in Ostpreußen.

Im Jahre 1726 entschloß sich der preußische König Friedrich Wilhelm I., die auf den einzelnen Domänen vorhandenen Gestütsabteilungen zu einem großen und unter einheitlicher Führung stehenden Gestüt zusammenzufassen. Hierfür wurde in Ostpreußen ein etwa 3.500 ha großes Gebiet nördlich der Rominter Heide (in der Nähe des Domänenvorwerks Trakehnen) vorgesehen. Den Plan zur Gestaltung des Gestüts Trakehnen entwarf der König persönlich. Nach sechs Jahren war es dann soweit: 1732 wurden die einzelnen Gestütsabteilungen aus dem nördlichen Ostpreußen im Königlichen Stutamt Trakehnen zusammengefaßt, das von einem Landstallmeister geleitet wurde. Noch zu seinen Lebzeiten schenkte Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1739 das Stutamt Trakehnen seinem Sohn, dem späteren König Friedrich den Großen. In der Folgezeit konzentrierte man sich in Trakehnen vorwiegend auf die Lieferung von Pferden für den Königlichen Marstall in Berlin. Friedrich der Große hatte angeordnet, daß nur Trakehner Pferde angeschafft werden sollten, weil sie ihn am schnellsten von Potsdam nach Berlin beförderten. Besondere züchterische Erfolge waren in den ersten 50 Jahren des Bestehens des Königlichen Stutamts Trakehnen nicht zu verzeichnen. Als 1786 Friedrich der Große starb, ging das bisher in Privateigentum des Königs befindliche Stutamt Trakehnen als Königlich Preußisches Hauptgestüt Trakehnen in Staatsbesitz über.

Den entscheidenden Anstoß für die Entwicklung der ostpreußischen Warmblutzucht zu einer umfassenden Landespferdezucht gab 1779 der

Oberpräsident v. Domhardt durch den Vorschlag, auch die Stuten der Bauern durch Trakehner Hengste decken zu lassen. Die bäuerliche Pferdezucht war bisher auf die Haltung des relativ kleinen aber sehr leistungsfähigen und ausdauernden einheimischen Pferdes beschränkt geblieben. Diesen Pferdeschlag gab es bereits vor dem Auftreten des Deutschen Ritterordens im 13. Jh. in Ostpreußen und er war von den Bauern und auf den Ordensgestüten über Jahrhunderte weiter gezüchtet worden. Die bewährten Stuten sollten jetzt als Grundlage für die Verbesserung der Pferdezucht dienen. Friedrich Wilhelm II. verfolgte diese Idee zielstrebig und erließ bereits ein Jahr nach seiner Thronbesteigung im Juli 1787 ein Landgestütsreglement. In der Folgezeit wurden Landgüter mit Deckstationen eingerichtet. Von den auf den einzelnen Deckstationen stehenden Landbeschälern (Deckhengste) durften nur die als tauglich gemusterten Stuten gedeckt werden. Diese Stuten erhielten das Brandzeichen LG für Landgestüt. Umgekehrt wurden die Bauern verpflichtet, ihre mit dem LG-Brand ausgezeichneten Stuten nur von den anerkannten Landbeschälern decken zu lassen. Dem Hauptgestüt Trakehnen wurde daher die Aufgabe zugewiesen, in erster Linie Hengste als geeignete Landbeschäler für die preußischen Landgestüte zu züchten.

Infolge des Landgestütsreglements aus dem Jahre 1787 wurde in Trakehnen ein Zuchregister geführt, das alle für die Zucht wesentlichen Informationen enthielt. Vom gleichen Zeitpunkt an datiert das Brandzeichen mit der siebenzackigen einfachen Elchschaufel. Zunächst wurden nur die Pferde des Reitschlags, ab 1815 alle in Trakehnen geborenen Pferde mit diesem Brand auf dem rechten Hinterschenkel gekennzeichnet. Mit dem Brandzeichen der doppelten Elchschaufel auf dem linken Hinterschenkel wurden seit 1888 die im Stutbuch eingetragenen "Warmblütigen Pferde Trakehner Abstammung" versehen. Die einfache Elchschaufel mit der "Reichskrone" auf dem linken Hinterschenkel war das Kennzeichen für "Warmblütige Pferde Trakehner Abstammung", die nur im Vorregister aufgenommen wurden.

Mit der Einführung des Trakehner Brandzeichens im Jahre 1787 wurde erstmalig in Ostpreußen die Elchschaufel in dieser Form als Symbol verwendet. Ein Abzeichen oder eine Fahne mit der Elchschaufel hatte es vor-

Die Brände der Ostpreußischen Stutbuchgesellschaft für Warmblut Trakehner Abstammung e. V.

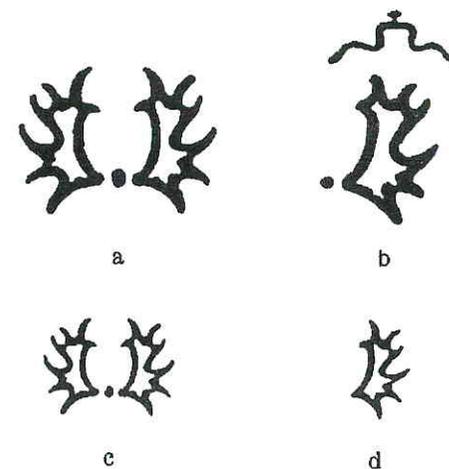
a) *Doppelte Elchschaufel*: Nachzuchten von anerkannten Stutbuchhengsten aus Stuten im Hauptregister und Vorregister I.

b) *Einfache Elchschaufel mit Schleife*: Nachzuchten von anerkannten Stutbuchhengsten aus Stuten im Vorregister II.

c) *Doppelte Elchschaufel kleinere Form*, linke Halsseite: alle ins Hauptregister eingetragene Stuten.

d) *Einfache Elchschaufel kleinere Form*, linke Halsseite: alle ins Vorregister I eingetragene Stuten.

rechte Halsseite: alle ins Vorregister II eingetragene Stuten.



her nicht gegeben. So zeigt beispielsweise das Wappen des im Jahre 1400 zur Stadt erhobenen Ortes Allenburg, Kreis Wehlau, keine Elchschaufel, sondern einen aus grünem Röhricht aufragenden Elchkopf mit Rumpf.

In den überlieferten Akten des Gestüts ist leider nichts näheres über die Einführung des Brandzeichens zu finden, so daß man nur Vermutungen anstellen kann. Auffällig ist die zeitliche Nähe der ersten Elchschaufelbrände (1787) mit den behördlichen Befehlen, den in Ostpreußen stark verminderten Bestand an Elchen zu schützen (1785/86). Sicherlich ist es auch kein Zufall, daß man eben zu dieser Zeit begann, sich wissenschaftlich für den Elch zu interessieren. 1787 erhielt der Gumbinner Oberforstmeister v. Wagenheim den Auftrag, alles Wissenswerte über den Elch zu erfassen und zusammenzutragen. In achtjähriger Arbeit schrieb er eine "Naturgeschichte des Preußisch-Litthauenschen Elch, Elen oder Elend-Thieres", die 1795 erschien. In diesem bedeutsamen Werk, dem ersten seiner Art, interessiert in unserem Zusammenhang nur der folgende Abschnitt: "Bey der Größe und Stärke des Elch, und da alle Theile nutzbar sind, würde es für den Menschen äußerst vorteilhaft seyn, wenn er es zu einem Hausthiere umschaffen könnte, um es zum reiten, ziehen und tra-

gen zu gebrauchen, oder wie das Rindvieh zur Milchung und Mastung zu nutzen; oder durch eine Mischung mit dem Rindvieh, wenn sie möglich wäre, solche Bastarde hervorzubringen, die ein neues Mittelthier gäben, das vielleicht eher, als das Elch, zahm und brauchbar würde. Auf den hiesigen großen Königlichen Gestüten sind seit sechs Jahren hierüber Versuche mit aller möglichen Vorsicht angestellt worden ...”

Bei diesem großen Interesse an den Elchen verwundert es nicht, wenn ein Jahr nach dem königlichen Befehl, die Elche zu schonen, in Trakehnen der Brand mit der siebenendigen Elchschaufel eingeführt wurde. Wie die ostpreußischen Elche sollten die Trakehner Pferde mit der Elchschaufel etwas Einmaliges sein – und sie wurden es auch.

Leider geben die Trakehner Akten – wie erwähnt – über die Einführung des Elchbrandes keine Auskunft. Er steht aber am Beginn einer wichtigen Epoche, denn im Jahre 1787 begann die zweite große zuchtgeschichtliche Periode Trakehnens, die Reorganisation des Hauptgestütes unter Graf Lindenau, Oberlandstallmeister und Chef aller königlichen Gestüte, dem bedeutendsten Hippologen seiner Zeit, sowie dem Trakehner Landstallmeister v. Brauchitsch.



Das Trakehner Brandzeichen

Vielleicht trafen sie die Absprachen über die Einführung des Brandes nur mündlich, da Graf Lindenau zu dieser Zeit mehrfach in Trakehnen weilte, vielleicht gaben aber auch die Oberforstmeister, die auf ihren Dienstfahrten – schon allein um der dort gehaltenen Elche willen – häufig nach Trakehnen kamen, hierzu die Anregung. Wir

wissen es nicht, und kein Archiv wird hierüber eine Auskunft geben. Immerhin fügte es sich, daß in Trakehnen zwei Symbole unserer Heimat zusammentrafen: das edle Pferd und der Elch.

Das edle ostpreußische Warmblutpferd Trakehner Abstammung lebt weiter und trägt heute wie damals mit dem Brand der Elchschaufel die Erinnerung an Trakehnen und die ostpreußischen Elche in alle Welt. Festzuhalten ist, daß beginnend mit dem Trakehner Brandzeichen im Laufe des nächsten Jahrhunderts der Elch und die Elchschaufel in steigendem Maße als eine besondere Erscheinung ostpreußischen Landes und Lebens empfunden wurde und zunehmend als ostpreußisches Symbol Verwendung fand.

Dazu beigetragen hat sicherlich auch die positive Entwicklung, die die größte deutsche Zuchtstätte edelster Pferde nahm. Der in zielbewußter Zuchtarbeit entwickelte Typ des Trakehner machte sich als vielseitiges Gebrauchspferd über die Grenzen Ostpreußens einen Namen. Viele Olympiasiege von deutschen Reitern auf Trakehner Pferden mehrten den Ruhm dieser Pferderasse und trugen den Brand mit der Elchschaufel als Gütezeichen für Adel, Schönheit, Härte, Ausdauer und Genügsamkeit – kurz als Symbol Ostpreußens in alle Welt.



Haupteingang des Trakehner Gestüts heute

Der Elch: Vom Motiv zum Symboltier

Kein Tier der ostpreußischen Heimat verkörpert in gleicher Weise die eigentümliche Schönheit der ostpreußischen Landschaft wie der Elch. Seine urwüchsige Erscheinung und seine ruhigen und doch kraftvollen Bewegungen korrespondieren mit der urweltartigen ostpreußischen Natur im Elchwald, die geprägt war von Flüssen und von tiefliegenden Wiesen, von Birken und Erlenwäldern, von verlandeten Seen, sturmgeknickten Bäumen und vermodertem Wurzelzeug. Die friedfertige und zugleich alttümlich anmutende Gestalt des Elches erinnert an den Urbeginn des Lebens, an die menschliche Vergänglichkeit und an die Unendlichkeit der Zeit.

Dieses Empfinden teilten viele Künstler, die immer wieder von neuem inspiriert wurden, den Elch in ihren Werken darzustellen. Es gibt in der ostpreußischen Dichtung zahlreiche Beispiele, in denen der Elch als Motiv zu finden ist. Gemeinsam ist ihnen, daß der Elch als Bindeglied zur Urzeit aufgefaßt wird. Man interpretiert ihn als Verkörperung der Ewigkeit im Kontrast zur Nichtigkeit des menschlichen Seins.

Erich Hannighofer (1908-1945) schrieb 1932 in der dritten Strophe des Ostpreußenliedes:

*“Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit,
Elche steh'n und lauschen
in die Ewigkeit.”*

Herbert Brust (1891-1968) vertonte es geistesverwandt als Schlußchor zu seinem Oratorium “Ostpreußenland”. Anfang 1933 im Ostmarken-Rundfunk Königsberg mit großem Erfolg uraufgeführt, wurde das Lied nach der Vertreibung zum Inbegriff der verlorenen ostpreußischen Heimat und wird noch heute bei jeder Zusammenkunft von Ostpreußen angestimmt. Vertont wurde auch das bekannte Gedicht von Heinrich Eichen (1905-1986) “Das Lied vom Elch” und zwar durch Gerd Lascheid. Eichen war kein gebürtiger Ostpreuße, fühlte sich aber der Heimat seiner Mutter sehr verbunden.

*“Abends, treten Elche aus den Dünen,
ziehen von der Palve* an den Strand,
wenn die Nacht wie eine gute Mutter
leise deckt ihr Tuch auf Haff und Land.
Ruhig trinken sie vom großen Wasser,
darin Sterne wie am Himmel stehn –
und sie heben ihre starken Köpfe lautlos
in das Sommerwindes Wehn.
Langsam schreiten wieder sie von dannen,
Tiere einer längst versunkenen Zeit –
und sie schwinden in der Ferne
Nebel wie im hohen Tor der Ewigkeit.”*

*Heideland an der Memel

Der Königsberger Dichter Fritz Kudnig (1888-1979), der vor allem der Kurischen Nehrung in seinen Werken literarisch ein Denkmal setzte, hat wie Hannighofer und Eichen dem Moment der Ewigkeit mit einfühlsamen Worten in seinem Gedicht “Der Nehrungselch” Ausdruck verliehen. Er hebt besonders die Endlichkeit des menschlichen Seins im Kontrast zur Unsterblichkeit des Elches hervor.

*“Er steht wie aus Stein gehauen im Erlenhain.
Das goldlichte Grün umgibt ihn wie Heiligenschein.
Stumm schaut er dich an; doch es scheint fast,
er sähe dich nicht.
Oder lauscht er durch dich hindurch, was die
Welt-Seele spricht?
Er kennt keine Scheu, steht furchtlos jenseits der Zeit;
gewaltiger, urhafter König der Einsamkeit,
Ein Herrscher im Wald,
Auf den Dünen, im Meer des Lichts.
Was bist du ihm, Mensch?
Ein Hauch wie der Wind, ein Nichts!”*

Der früh verstorbene Zeitgenosse von Kudnig A. K. T. Tielo (1874-1911, eigentlich Alwin Theodor Kurt Mickoleit) betont in seiner Dichtung “Weidende Elche” vor allem das Unbegreifliche, fast Bedrohliche der

Elche und stellt sie wie Kudnig, Eichen und Hannighofer in den Zusammenhang des ewigen Werdens und Vergehens, wenn auch in anderen vergleichsweise düsteren Bildern.

*“Fährten breit im Moos! Tiefrote Kelche
feuchter Erika – ein Kiefernstumpf,
Röhricht – still! Dort weiden sie, die Elche,
abendlich besonnt im Erlensumpf.
Finster ragen sie wie Überreste
rauhem Urwalds . . . Und das Spätrot stirbt.
Wolken feiern hohe Abschiedsfeste,
und die erste Grille zaudernd zirpt.
Still! Die Elche schaukeln schon im Trabe
nach dem dunklen Waldrand ihr Geweih,
und ihr Huf dröhnt wie auf hohlem Grabe,
klagend orgelt ihres Führers Schrei.
Und sie schwanken tief im Dämmerkleide,
fern schließt sich ein goldner Wolkengang.
Und es graut. Und endlos in die Heide
zittert schwermutsvoller Grillensang.”*

Die ostpreußische Dichterin schlechthin, Agnes Miegel (1879-1964), betont noch stärker als Tielo das unheimliche sogar unheilvolle Moment der Elcherscheinung. In ihrer berühmten Ballade “Die Frauen von Nidden” ist zu lesen.

*“... Doch die Pest ist des Nachts gekommen
Mit den Elchen über das Haff geschwommen ...”*

Bei Tielo und Miegel verkörpert das Urzeitliche gleichzeitig auch etwas bedrohliches. Robert Budzinski (1876-1955), von Haus aus in erster Linie Maler und Graphiker, greift zwar das Motiv des Elchs als Verbindungsglied zur Urzeit auf, verarbeitet es aber anders. Er charakterisiert die Begegnung eines Wanderers mit einem Elch an der Samlandküste in seiner “Entdeckung Ostpreußens” mit dem ihm eigenen hintersinnigen Humor und einer Leichtigkeit, die den Liedern und Gedichten von Hannighofer bis Kudnig nicht eigen ist. Spöttisch erhebt er sich über die angesprochenen ewigen Werte und über die Elchlieder seiner Zeit:



Der Elch

Elch. Eingefügt sei an dieser Stelle die heitere und bisher unveröffentlichte Geschichte der bekannten ostpreußischen Autorin Ruth Geede (geb. 1916):

Der weiße Elch

Auf einem kräftigen Boden wie dem ostpreußischen konnten auch Originale wachsen. Eines der bekanntesten war der Förster Ramonat aus der Ibenhorst, weiland königlich beamteter Förster in Ackmenischken. Weil der nämlich mehr Respekt vor seinen Elchen als vor den jagenden Hoheiten hatte, kam es zu den köstlichsten Anekdoten, die schmunzelnd am preußischen wie am österreich-ungarischen Hofe erzählt wurden. Ob aber auch Napoleon III. je erfahren hat, was für ein Tollstück sich der Ramonat

“Sieht der Wanderer hier irgendwo ein Wesen, das er nach seinen zoologischen Kenntnissen nicht erkennen kann, so stellt er fest, daß es ein Elch ist. Dann muß er nicht fortlaufen, sondern in sein Tagebuch dieses Ereignis vermerken und aus Königsberg einen Fotografen herbeirufen, falls er so rückständig sein sollte, nicht selber einen Apparat bei sich zu haben. Dann wird er das Tier fotografieren, es ist schon daran gewöhnt und nimmt immer die dazugehörige Stellung eines sterbenden Urzeitbewohners ein.”

Auch in Erzählungen ostpreußischer Schriftsteller stößt man häufig auf den

mit dem für ihn bestimmten sagenhaften weißen Elch geleistet hatte, blieb unbekannt.

Ramonat war eine geradezu archaische Erscheinung, wie man sich etwa den prussischen Donnergott Perkunos vorstellen mußte: Seine Statur, seine Stimme, sein Appetit und vor allem sein Durst, alles war gewaltig. Den Durst pflegte er bevorzugt mit hochprozentigen “Bummchen” und “Quartierchen” zu löschen, wobei er außer Arrakgrog und Kornus den von russischen Flissaken auf ihren Holztriften geschmuggeltem weißen Schnaps bevorzugte. Den gab es beim Krüger Lachs in Brionischken, der einen eifrigen Handel mit Schmuggelgut betrieb, darunter auch mit Schaufelgeweihen, die er bis nach England und Frankreich verschacherte.

Nun hatte der Krüger und Kupscheller einen Kunden im fernen Paris an der Angel, der die Pracht eines gewaltigen Schauflers suchte, ein Geweih mit mindestens 22 Enden. Es sollte Napoleon III. zum Präsent gemacht werden, ein kaiserliches Angebinde also. Solch ein Prachtstück war selbst dem gewieften Händler noch nicht vor Augen gekommen. Aber er wußte, daß der Ramonat eine Trophäe besaß, die haargenau den Wünschen des französischen Kunden entsprach.

Aber da biß er bei dem Ramonat auf Eisen! Der liebte seine “Halche” über alles. Wie so mancher ursprünglich aus Litauen stammende Memelländer stand er mit der deutschen Sprache auf Kriegsfuß und besonders mit dem Konsonanten H. Er setzte ihn da ein, wo er nicht hingehörte und ließ ihn aus, wo er am Platze war. Darüber hatten sich schon die königlichen Hoheiten amüsiert, die auch nicht böse waren, wenn er ihnen Grobheiten an den Kopf warf. So war es einmal geschehen, daß der Ramonat beim Anstand auf Elche mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kaiser Friedrich III., und seiner Gemahlin Viktoria, Tochter der Queen, das königliche Paar bei seinem Geflüster unterbrach: “Alts Maul, Erschaft, nu kommt die Halche!”

Da nützte es auch nichts, daß der gewiefte Lachs den Ramonat an diesem Abend abfüllte bis zum oberen Kragenknopf. Der Förster bestieg trotz erheblicher Schwierigkeiten seinen schweren Wallach, um mit ihm in einseitiger Zwiesprache heimzureiten. Der Ramonat knackste nämlich an einem schwerwiegenden Problem herum: Für Übermorgen hatten sich

wieder die königlichen "Oeiten" zur Elchjagd angesagt. Der einzige in Frage kommende Elch in seinem Revier war aber ein mickriger, ungerader Stangler.

Der Wallach entschloß sich plötzlich doch zu einem Dialog. Er schnaubte und blieb wie angewurzelt stehen. Der Ramonat kniff ein Auge zu, um den Elchpfad, in den sie eingebogen waren, auch als solchen zu erkennen: Er sah nämlich drei! Und mittendrin stand ein Riesenelch, ein Ungeheuer mit breit ausladenden Schaufeln, stand da wie ein Monument aus Marmor: Ein weißer Elch!

Der Ramonat brach in seinen bei Beerensammlerinnen und Wilddieben bewährten Schlachtruf "Tschonai sakau!" aus, was soviel wie "Hierher, sage ich!" bedeutete. Aber der Geisterelch drehte langsam ab, die Ramsnase witterte noch einmal zum Wallach, dann verschwand der Weiße schaukelnd im Erlenbruch, und es war, als sei alles nur ein Spuk gewesen.

Doch an den glaubte selbst der Ramonat als abergläubischer Litauer nicht, sondern er versuchte krampfhaft, sich die Zahl der Enden zu merken: Waren es nicht 21? Ein königlicher Elch – nein, nicht für den fernen Napoleon, sondern für seinen preußischen Jagdgast! Wie würde seine Hoheit über diesen sagenhaften weißen Elch staunen, von dessen Existenz niemand eine Ahnung hatte als der Ramonat. Auch der Oberförster nicht, der kurz vor der Ankunft der Gäste bei Skirwieth einen unverhofft zugewanderten Kapitalen aufgespürt hatte, der seiner Hoheit zugetrieben werden sollte.

Aber der Ramonat wußte, wo der Weiße stand. Er hatte ihn im Erlenbruch nahe der Lichtung aufgespürt, über die ein Wechsel zum Hochwald führte. Kaum gesehen, aber gehört hatte er ihn in der folgenden dunklen Nacht, in der leider ein Wolkenbruch den Vorhang zuzog. Und diesmal war er vollkommen nüchtern gewesen!

So zwinkerte der Ramonat vor Jagdbeginn seiner Hoheit vertraulich zu und flüsterte ihm ins Ohr, er hätte einen Kapitalen ausgemacht, wie ihn Hoheit noch nie vor den Lauf bekommen hätte! Hoheit nickte erfreut und wartete der Dinge, die da kamen.

Sie kamen mit dem Geschrei der Treiber, der Elch brach aus dem Erlenbestand, und Hoheit trug ihm eine gut Blatt sitzende Kugel an. Es ging

alles sehr schnell, der Oberförster, der seinen Kapitalen im Hochwald ausgemacht hatte, schnaubte herbei und wurde von dem gelungenen Abschluß unterrichtet. Ramonat aber führte den glücklichen Schützen zu dem erlegten Wunderelch – über den seine Hoheit sich nun wirklich wunderte: Es war nämlich kein Einundzwanziger, wie von Ramonat avisiert, es war auch kein weißer Schaufler, sondern ein krüpplicher Siebenender ohne den geringsten Schaufelansatz, ein Stangelch!

Das war kein glücklicher Tag für den Förster Ramonat aus Ackmenischken, der diesmal, wie sonst gewohnt, auch kein Prieschen aus der königlichen Tabakdose bekam. In der nächsten Zeit veränderten sich sichtlich sein Leib und Gemüt, er rührte den zu Kleinmittag gekochten Schweinskopf nicht an und jagte auch nicht die Holzsammlerinnen mit einem donnernenden "Tschonai, tschonai sakau!" aus dem Revier. Er hörte sich auch nur mit halbem Ohr die Klagen des Haumeisters an, der sich beschwerte, daß ein Elch ihm Kohl und Runkeln ratzekahl abgefressen und sogar die große Kalkgrube verwüstet hätte. "Das muß der Leibhaftige gewesen sein!" beschwerte sich der Haumeister mit der Hoffnung auf eine saftige Entschädigung.

Der Ramonat, hellhörig geworden, besichtigte bereitwillig die Verwüstungen. Und stellte fest, daß es ein großes Tier gewesen sein mußte, das in der Kalkgrube eingebrochen und sich mühevoll herausgewälzt hatte, wie man noch an den Spuren sehen konnte. Zweifellos ein Elch!

Im Ramonat erwachte wieder Leben, hatte er doch schon geglaubt, daß ihm der Lachs'sche Kornus und das russische Wässerchen den Marmorhirsch vorgegaukelt hätten. Die waren allerdings an den 21 Enden schuldig: Dreifach gesehen ergibt auch ein Siebenender einen Kapitalen. Die Kalkweiße war dann wohl vom Wolkenbruch der nächsten Nacht abgewaschen worden!

Hiermit wäre die Geschichte von dem weißen Elch eigentlich zu Ende, ist sie aber nicht. Der Ramonat wäre nicht der Ramonat gewesen, wenn er aus dem falschen Kapitalen nicht noch richtiges Kapital geschlagen hätte. Als nämlich der königliche Förster wie gewohnt beim Krüger Lachs seine Bummchen zu sich nahm, begann er von dem weißen Elch zu er-

zählen, der in der Ibenhorst aufgetaucht sei, herübergewechselt aus den Wäldern Finnlands oder Sibiriens, ein Wunderelch, aber leider nur mit 21 Enden! Doch dafür weiß, schneeweiß!

Der Krüger Lachs überlegte, daß der Kaiser Napoleon sich wohl auch mit 21 Enden zufrieden gäbe, wenn sie von solch einem Wunderelch stammten, und sie wurden nach langem Feilschen handelseinig. Der Ramonat bekam einen Abschlag von stattlicher Höhe und versprach, nach geglücktem Abschluß das Geweih in den nächsten Tagen vorbei zu bringen.

Was er dann auch tat, als der Krüger Lachs gerade zu Geschäften im tiefsten Rußland weilte. Die Lachs, gutgläubig und kurzsichtig, nahm das Geweih an, geblendet von dem strahlenden Weiß ohne zu bemerken, daß es nur ein siebenendiges Gablergeweih war, so schnell zählte der Ramonat die Enden vor, 21 – samt den Kalkklunkern an den Stangen! Der Ramonat gab ihr noch den guten Rat, das weiße Wundergeweih in eine Regentonne zu stecken, damit es sich gut hielte, bis ihr Mann zurückkam.

Das Ende ist kurz erzählt: Lachs, der gerissene Kupscheller, mußte erkennen, daß er von dem Ramonat aufs Kreuz gelegt worden war. Das verzieh er sich und dem Ramonat nie! Er soll dann später ausgewandert sein. Der Ramonat hat sich mit seinem tiefen Glauben an die Gerechtigkeit damit getröstet, daß es immerhin ein von königlicher Hand erlegter Elch war, denn Hoheit hatten verständlicherweise die Trophäe verschmäht. Und die hatte, so gesehen, auch ihren Preis!

Hoheit hat diesem Urgestein aus der Ibenhorst sicher alles verziehen. Denn es werden noch viele Anekdoten von dem Original berichtet. So, daß königliche Jagdgäste einmal den Ramonat zum Skat einluden. Zuerst verhielt sich der Förster noch der illustren Gesellschaft gemäß leidlich gesittet, doch dann packte ihn der Spieleifer, daß er die Karten auf den Tisch donnerte und dröhnte: “Pik – Ihr Ludersch!”

Neben Schriftstellern beschäftigten sich auch Maler und Bildhauer mit dem Elch, um ihn als Gemälde oder Plastik künstlerisch zu gestalten. Der bekannteste Elchmaler ist wohl Richard Friese (1854-1918). Nach Lithographenlehre und Studium an der Berliner Kunstakademie speziali-



Richard Friese: Elchkampf während der Brunfzeit



Hans Kallmeyer: Zwei Elche im herbstlichen Frühlicht auf der Kurischen Nehrung

sierte er sich auf Tier- und Jagdmalerei. Damit war er für die ihm später zuwachsende Rolle als bevorzugter Jagdmaler Kaiser Wilhelms II. gut gerüstet. Seine Umsetzung von Naturbeobachtungen in Malerei gilt bis heute als vorbildhaft. Er hielt sich bevorzugt in der Rominter Heide und im Ibenhorster Revier auf, um dort Wild zu beobachten und zu malen.

Außer Friese ist vor allem Hans Kallmeyer (1882-1961) zu nennen. Aus Erfurt gebürtig, lebte er seit seinem zwölften Lebensjahr fast 50 Jahre in Ostpreußen. Bereits als junger Mann lernte er auf der Kurischen Nehrung die Elche kennen. Nach einem Studium an der Dresdner Kunstakademie ließ er sich in Königsberg nieder. Zehn Jahre lang studierte er die Elche in der Niederung und auf der Nehrung, ehe er sie zeichnete und malte. Wie so viele andere ostpreußische Künstler verlor er bei den alliierten Luftangriffen auf Königsberg im Herbst 1944 sein Atelier und seine Wer-



Karikatur von Erich Behrendt

ke. Er schuf im Westen vieles aus dem Gedächtnis neu, was er in Ostpreußen beobachtet hatte und zurücklassen mußte. Seine Elchbegeisterung war weithin so bekannt, daß der schon genannte Budzinski ihn in einer Aufzählung der "Berühmten Männer Ostpreußens" mit dem Satz karikierte: "Kallmeyer, Maler, hat das Aussterben der Elche auf dem Gewissen".

Erich Behrendt (1899-1983) stellte das Elchmotiv sowohl mit anderen künstlerischen Mitteln als auch in anderem Sinnzusammenhang dar. Behrendt, der langjährig als Zeichner u. a. für das Ostpreußenblatt wirkte, verkürzte sein Motiv auf wenige wesentliche Züge, um sich damit auf ironische Weise über seine Zeitgenossen zu erheben. In seiner heiteren Ironie steht er Budzinski nahe, der jedoch seine Graphik mit anderen Stilmitteln eher plakativer gestaltete.

Neben Friese und Kallmeyer gehört Dimitrij v. Prokofieff (1879-1950) zu den bekannten Tiermalern Ostpreußens. Er wurde nach seiner Flucht aus Rußland 1917 in Berlin ansässig. Seine Motive suchte er aber in der ostpreußischen Landschaft. Ihm gelang es, das Ursprüngliche und Herbe der Landschaft einzufangen und damit die Aura des Elchwaldes zu erahnen. Seinen Ölgemälden gingen wie auch bei Kallmeyer umfangreiche Studien mit dem Skizzenbuch voraus.

Der Elch wurde selbstverständlich auch als Plastik



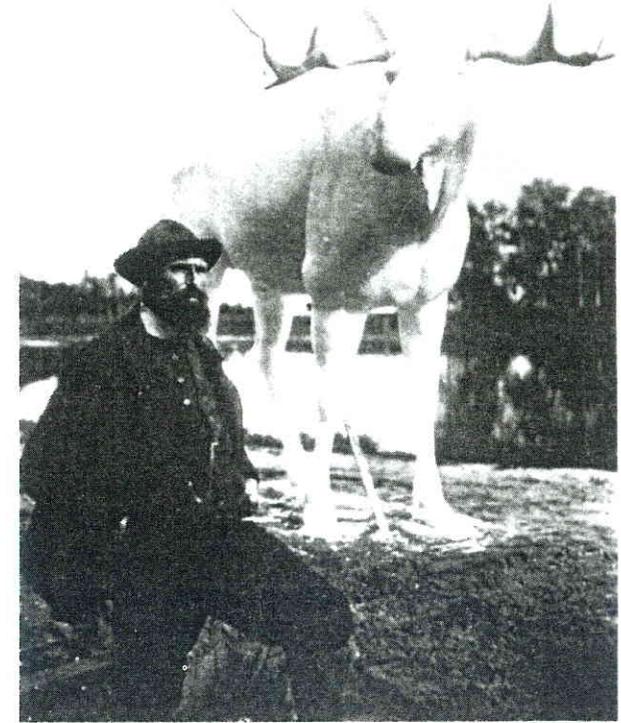
Dimitrij v. Prokofieff: Elche im Ibenhorster Forst

gestaltet. In Ostpreußen selbst befanden sich zwei lebensgroße Darstellungen, nämlich in Gumbinnen und Tilsit. Beide Plastiken sind Schöpfungen des Bildhauers Ludwig Vordermayer. Vordermayer war kein Ostpreuße, sondern stammte aus Partenkirchen und lebte in Berlin, hielt sich aber viel in Tawellningken im Elchwald auf, um die Haltung der Tiere in freier Wildbahn studieren zu können. Über die Entstehung des Gumbinner Elchdenkmals gibt ein aufschlußreicher Briefwechsel zwischen Vordermayer, dem Oberförster von Tawellningken Ernst Meyer und dem bereits erwähnten Jagdmaler Friese Auskunft. Anschaulich berichtet Ernst Meyer in einem Brief vom Januar 1910 an Richard Friese unter welchen außergewöhnlichen Umständen Vordermayer an einem Tonmodell für seine Elchplastik arbeitete: "Vergnügt ist nur unser Bildhauer. Er ist eingeschaktarpt in Gilge. Das wäre nun sehr schlimm für ihn, wenn er nicht das Glück hätte, daß ein sehr starker Elchhirsch sein Leidensgenosse ist. Selbiger sitzt dort auch dicht am Dorf fest. So zieht denn der Bildhauer mit seiner Tonskizze jeden Morgen zum Elch, der Kohlköpfe zum Futter bekommt, und modelliert nach dem Leben auf drei bis fünfzehn Schritt Entfernung."



Vordermayer in Tawellningken und das Tonmodell des Elchs, Januar 1910

Vordermayer und der "Gipselch" in Marienbruch. Dort hatte sich der Künstler in einer Scheune an der Gilge ein provisorisches Atelier eingerichtet. Dies ist das Modell der endgültigen Ausführung, das dann in Berlin in Bronze gegossen wurde



Hoffnungsvoll äußerte Friese in seinem Antwortschreiben wenige Tage später: "... Die armen Elche ... Vordermayer hat Glück gehabt. Was dem einen sin Uhl – ist dem andern sin Nachtigall. So nahe mit dem Elch zusammen zu sein, kommt nicht oft vor. Ich wünschte, ich wäre auch bei ihm, da könnte ich mir ein paar schöne Aufnahmen machen. Dazu kommt, daß keine Kälte ist, so daß er ganz gut draußen noch arbeiten kann, famos! – Na ich werde ja sehen, was er nach Hause bringt."

Frieses Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Nachdem Vordermayer im April 1910 "mit vielen Mühen und größeren Trinkgeldern", wie er an Meyer berichtete, den Elch nach Berlin geschafft hatte, konnte auch Friese das Modell bewundernd in Augenschein nehmen und mit einigen Kor-

rekturen helfen. Rund ein halbes Jahr später waren die Vorarbeiten soweit vorangeschritten, daß mit den Vorbereitungen für den Guß begonnen werden konnte. Der endgültige Bronzeelch hatte die stattliche Schulterhöhe von 2,20 m. Obwohl das Standbild allgemein bewundert wurde, fand Vordermayer zu seiner Enttäuschung zunächst keinen Käufer. Erst im April 1912 wurde der Elch von der Landeskunstkommission für den Staat angekauft und noch im selben Jahr auf dem Magazinplatz in Gumbinnen aufgestellt.

Auch die 1928 in Tilsit aufgestellte und ebenfalls von Vordermayer gestaltete Elchskulptur hat eine ganz eigene Entstehungsgeschichte. Das Elchstandbild war ein Geschenk des preußischen Ministerpräsidenten Dr. Otto Braun, der Vordermayer auf einen seiner Jagdbesuche in Tawellingken kennen und seine Arbeiten schätzen gelernt hatte. Braun beauftragte den Künstler, ein weiteres Elchstandbild nach dem Gumbinner Vorbild zu schaffen, das er seiner Heimatstadt Königsberg schenken wollte. Der damalige Oberbürgermeister von Königsberg lehnte das Angebot aus unbekanntem Gründen jedoch ab. Dagegen zeigten die Stadtväter von Tilsit sofort großes Interesse für die Bronzeplastik, die tatsächlich im Jahr 1928 auf dem Anger der Stadt vor dem Grenzlandtheater aufgestellt und von Ministerpräsident Braun persönlich enthüllt wurde. Der Tilsiter Elch ähnelt in seiner Haltung dem Gumbinner, jedoch ist bei ihm das Haar Kleid angedeutet, während beim Gumbinner die Oberfläche glatt gestaltet ist.

Während der Kriegswirren am Ende des Zweiten Weltkrieges sind beide Elchstandbilder von den Sowjets demontiert worden, ihr Verbleib war zunächst unbekannt. Jahre später veröffentlichte das Ostpreußenblatt im Mai 1954 ein Foto, das eine Jugendgruppe vor einem Elchdenkmal im Königsberger Tiergarten zeigte. In diesem Standbild erkannte man den Gumbinner Elch. Bei den Nachforschungen stellte sich heraus, daß auch der Tilsiter Elch einen Platz im Königsberger Tiergarten gefunden hatte. Aufgrund dieser Recherche nahm die Gumbinner Heimatkreisgemeinschaft Verbindung mit den zuständigen sowjetrussischen Stellen in Königsberg mit der Bitte auf, das Elchstandbild wieder nach Gumbinnen zurückzubringen. Zuerst leisteten die Königsberger Stadtväter erhebli-



Tilsiter Elch

chen Widerstand. Doch schließlich erfolgte die Zustimmung und sogar die Einladung einer Delegation zur feierlichen Aufstellung des Standbildes in Gumbinnen. Der Festakt für die Wiederkehr des Elchdenkmals nach über 40jähriger Abwesenheit fand am 26. Mai 1991 statt, zu dem sich neben Vertretern der Kreisgemeinschaft Gumbinnen mehr als 5000 Einwohner der Stadt versammelt hatten. Von den russischen und deutschen Festrednern wurde die Rückkehr des Denkmals als ein Zeichen für ein beginnendes besseres Verhältnis zwischen alten und neuen Gumbinner Bürgern gewertet. Als Bestätigung und zur Überraschung der Delegation erklang, gesungen von einem russischen Mädchenchor, das Ostpreußenlied in deutscher Sprache. Beim anschließenden Volksfest, das mit einem grandiosen Feuerwerk endete, war die gesamte Stadt auf den Beinen.

Es ist zu wünschen, daß es der Heimatkreisgemeinschaft Tilsit ebenfalls gelingen wird, bei den zuständigen Stellen eine Rückkehr "ihres" Elches zu erwirken.



Der zurückgekehrte Elch ist heute wieder Stadtmittelpunkt in Gumbinnen

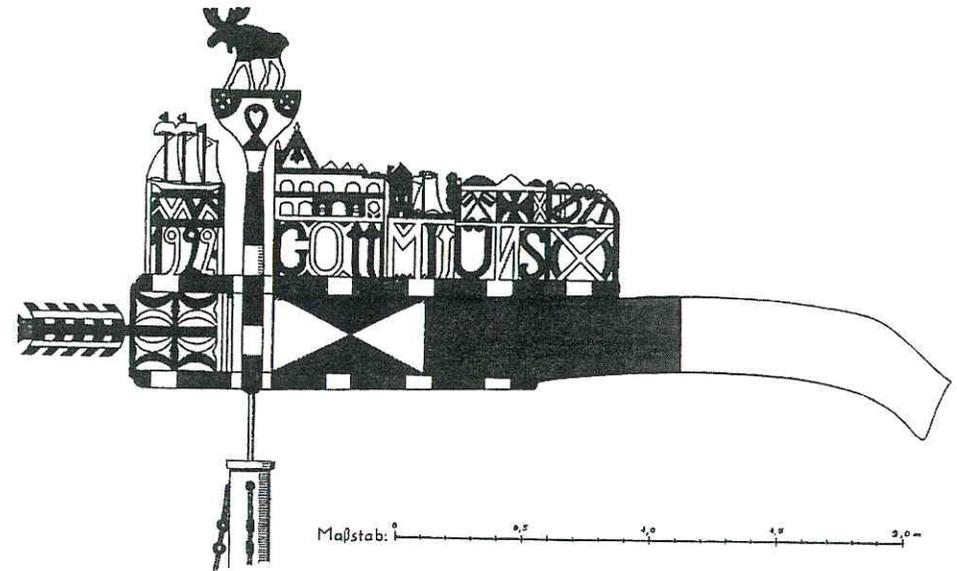
Auch fern Ostpreußens sind Elchplastiken als Sinnbilder für die verlorene Heimat aufgestellt worden. Zuerst im Herbst 1961 im Bürgerpark in Bielefeld, der Patenstadt von Gumbinnen, und im Mai 1962 in Bremen-Kattenesch, einer großen Vertriebenensiedlung. Den Bielefelder Elch schuf Professor Hans Ruwoldt in ziehender Stellung, der Elch in Bremen-Kattenesch dagegen, von dem pommerschen Bildhauer Walter Wadephul modelliert, verharret mit erhobenem Kopf. Ausschlaggebend für die Aufstellung eines Bronzeelches in Stade war wie in Bielefeld eine Patenschaft. Die bereits seit 1952 bestehende Verbindung zwischen den Kreisen Stade und Goldap wurde zehn Jahre später auf eine Patenschaft zwischen den beiden Städten Stade und Goldap ausgeweitet. Anlässlich des Goldaper-Heimatkreis-Treffens im August 1987 wurde im Stader Park neben dem Gedenkstein mit der Inschrift „Gedenke der verlorenen Heimat. Goldap Stadt und Kreis in Ostpreußen“ ein Elchstandbild aus Bronze in Lebensgröße errichtet. Der kapitale Schaufler ist vom Bildhauer Jochen Ihle modelliert und in der Werkstatt Manfred Lange in Wulfen bei Hannover in Metall gegossen worden. Obwohl diese Kunstgießerei seit 1874 besteht, ist diese etwa 1000 Kilogramm schwere Plastik das größte dort gefertigte Einzelstück.

Das Motiv des Elchs fand auch in der angewandten Kunst Verwendung. In der Schnitzkunst erscheint es beispielsweise in den Windfahnen der Kurenkähne des Kurischen Haffs, den sogenannten Kurenwimpeln. Die Kurische Nehrung, ein Landstreifen von etwa 100 km Länge, trennt die Ostsee vom Kurischen Haff. Die Nehrung hat mit ihrer einmaligen Dünenlandschaft und den idyllischen Fischerdörfern die Menschen seit jeher in ihren Bann gezogen. Wilhelm v. Humboldt, der große Gelehrte, hat einmal den wohl jedem Ostpreußen bekannten Ausspruch getan: "Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll." Der größte Teil der alteingesessenen Nehrungsbewohner waren die Kuren, ein Volksstamm der baltischen Völkerfamilie. Die kurische Sprache war bei den alten Fischern noch bis in die letzte Zeit verbreitet; sie hatte einen seltsam geheimnisvollen Klang und ist heute fast vergessen. Die Bevölkerung in den zur Haffseite liegenden Dörfern lebte vor dem Beginn des Fremdenverkehrs fast ausschließ-

lich von der Haffischerei, die mit flachgebauten Holzschiffen, den sogenannten Kurenkähnen, betrieben wurde. Da das Haff im Durchschnitt nur 5 m tief ist, waren die motorlosen Holzboote dafür bestens geeignet.

Der Kahnbau erfolgte am Wohnort des Fischers durch einen fachkundigen Kahnbauer, der mit seinem Gesellen vom Festland kam und das notwendige Holz gleich mitbrachte: Kiefernplanken für den Kahnboden, Eichenbretter für die Seitenwände und Eichenstämme für die Vorder- und Hintersteven sowie besondere Eichenstücke für die Spanten. Den etwa elf Meter hohen Mast zierte ein vom Fischer selbst geschnittener Wimpel. Im Jahre 1884 wurden die Kennzeichen der Fischerdörfer am Kurischen Haff durch ein Fischereigesetz festgelegt, das auf eine preußische Verordnung von 1844 zurückging. Nach diesem Gesetz mußte jeder Fischerkahn oben an der Mastspitze eine große Tafel mit dem entsprechenden Ortskennzeichen und vorgeschriebenen Farben führen. Die Kähne von der Kurischen Nehrung hatten die Farben schwarz-weiß, die von der Festlandseite rot-weiß und die von den Küstenorten zwischen Cranz bis Labiau blau-gelb. Die Tafeln oben am Mast kamen den Fischern später zu leer vor. So begannen sie den Rahmen der Tafel mit einem geschnitzten Teil zu versehen. Mit der Zeit wurden diese Ausgestaltungen je nach Geschmack und Geschick des Kahnbesitzers immer aufwendiger. Dabei wurden Motive des Ortes, Häuser, Kirchen, Ornamente und Symbole eingearbeitet. Sehr häufig waren die Symbole für Glaube, Liebe, Hoffnung nämlich Kreuz, Herz und Anker vertreten. Auch den Elch als landestypisches Symbol findet man nicht selten.

Als Material für die Kurenkahnwimpel verwendete man weiches Erlenholz, das zunächst im Leckwasser des Kahnbesitzers geweicht wurde. Geschnitzt wurde dann meistens während der freien Zeit beim Fischfang. Da ein Fischzug oft mehrere Stunden dauerte, konnte sich der Kahnbesitzer dabei ungestört der Schnitzkunst widmen. Auch in der Zeit des Schacktarps war es für den Fischer möglich, die Schnitzarbeiten nach seinen Vorstellungen auszuführen. Im Winter, wenn die Fischerei meistens ruhte und die Kähne zur Überholung an Land gezogen waren, wurden die fertigen Einzelteile zusammengefügt und auf den oberen Rahmen der Tafel, auf die sogenannte obere Schere gesetzt und in einer Nute befestigt. Die Fi-



Kurenkahnwimpel aus Pillkoppen, 1922

scher strichen den Wimpel nach eigenen Vorstellungen mit Öl- und Lackfarbe und setzten ihn auf die Mastspitze, den Spieß. Der Spießaufsatz wurde mit weiteren Schnitzereien verziert, wobei auch hier der Elch als häufig gewähltes Motiv neben Möwe und Reichsadler auftrat.

Bei den zu Anfang des Jahrhunderts immer zahlreicher werdenden Badegästen auf der Kurischen Nehrung wurde ein handgeschnittener Kurenkahnwimpel ein begehrtes Reiseandenken. Manch talentierter Fischer nutzte das Interesse zu einem kleinen Nebenerwerb. Er stellte die schmucken Wimpel in kleineren Formaten her und verkaufte sie den Sommergästen, denen die Kurenkahnwimpel als Wandschmuck im eigenen Heim die Erinnerung an Badefreuden, feinen Sandstrand und eine der schönsten Landschaften Deutschlands wachrief. Die Kurenkahnwimpel erfreuten sich einer derartigen Beliebtheit, daß sie vielfach als Vorlage für Broschen und Geschenkartikel dienten. Während des Zweiten Weltkrieges

zierte ein Wimpel das Winterhilfeabzeichen, wodurch es im ganzen Reich auf die Kurische Nehrung aufmerksam machte.

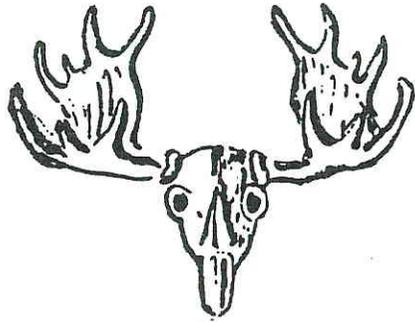
Die Schmucktradition der Kurenkahnwimpel wurde in der Nachkriegszeit wieder aufgegriffen, die Anstecknadel zum Bundestreffen der Ostpreußen in Essen im Jahre 1969 zeigt ebenfalls einen Kurenkahnwimpel mit dem Ortskennzeichen von Nidden.

Elchsymbole als Truppenkennzeichen und Traditionsabzeichen bei Freiwilligenverbänden und in Wehrmacht und Bundeswehr

Das Elchsymbol als militärisches Erkennungszeichen ostpreußischer Einheiten hat eine lange Geschichte. Immer wenn es galt, Gefahr und Not von der ostpreußischen Heimat abzuwenden, waren Elchkopf und Elchschaufel Symbole treuen und tapferen Zusammenstehens. Diese Tradition reicht bis in die Zeit der Befreiungskriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft zurück. So schmückten Elchkopf und Elchgeweih Rock und Mütze des 1813 aufgestellten ostpreußischen Freiwilligen-Verbandes "Die Yorckschen Jäger".

Etwa 100 Jahre später – am Ende des Ersten Weltkrieges – waren es erneut Freiwilligen-Verbände, die zum Schutz der bedrohten ostpreußischen Grenzen antraten und die Elchschaufel als Abzeichen verwendeten. Im Frieden von Brest-Litowsk, Februar 1918, verzichtete Rußland auf die baltischen Länder an der Ostsee: Estland, Lettland und Litauen wurden selbständige Republiken. Von deutscher Seite waren im Baltikum nur wenige Truppenteile der 8. Armee verblieben, da für die Frühjahrsoffensive alle entbehrlichen Verbände nach Westen verlegt worden waren. Im Osten befanden sich vorwiegend Landsturmregimenter. Im November 1918 drangen Schützenregimenter der Roten Armee in die soeben begründeten baltischen Staaten ein und besetzten die Stadt Mitau, einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt in Lettland. Um den Ansturm zurückzuschlagen und das Baltikum wieder zu befreien, setzte Anfang Februar die deutsche Heeresleitung Generalmajor Graf Rüdiger v. d. Goltz als dortigen Oberkommandierenden ein. Ihm unterstanden auch alle Freiwilligen-Verbände. Innerhalb dieser Freiwilligen-Verbände kämpften kleine und größere Freikorps, die in den meisten Fällen im Reichsgebiet von national gesinnten Offizieren aufgestellt worden waren und den Namen ihres Kommandeurs trugen.

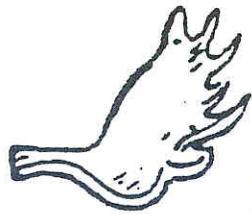
Bei den Baltikumskämpfern, wie die zum Schutz der Heimat kämpfenden Soldaten bald genannt wurden, gab es drei Einheiten, die die Elchschaufel bzw. den Elchkopf als Abzeichen trugen:



*1. Garde-Reserve-Division:
Elchkopf mit beiden Schaufeln
in Frontalansicht*



*Freiwilligen Detachement Michael:
Ärmelabzeichen, Elchkopf im
Profil mit Schriftzug
"Detachment Michael"*



*Freikorps von Brandis:
Auf jedem Kragenspiegel eine Elchschaufel.
Die dreieckige, schwarz-weiß-rote Gefechtsflagge
trug eine in Silber aufgestickte Elchschaufel*

Am 21. Dezember 1918 traf der Transportzug mit dem Infanterie-Regiment v. Boyen (5. Ostpreußisches) Nr. 41 in Tilsit ein. Die "41er" kehrten in ihre alte Garnisonsstadt an die Memel zurück. Trotz des verlorenen Krieges war der Empfang auf dem Bahnhof durch die Bevölkerung überaus herzlich. Als die Festlichkeiten vorüber waren, zeigte sich die rauhe Wirklichkeit. Abgesehen von der verworrenen politischen Situation im Innern des Reiches, die sich auch in Ostpreußen bemerkbar machte, gestaltete sich die Lage an der Ostgrenze Deutschlands zunehmend bedrohlicher. Die bolschewistischen Truppen standen mit starken Verbänden nur einen guten Tagesmarsch von Memel bzw. Tilsit entfernt. Die provisorische Reichsregierung sah sich zum Handeln genötigt und rief Freiwillige zum Schutz der Reichsgrenzen auf (11. Januar 1919).

Auf Befehl des Generalkommandos des 1. Armeekorps mit Sitz in Königsberg wurde die Bildung einer freiwilligen Volkswehr angeordnet. Der Major im Generalstab des I. Armeekorps, v. Weiß, wurde mit dem Aufbau dieses Ostpreußischen Freiwilligenkorps beauftragt. Da die neu gebildeten Einheiten die gleichen Uniformen wie die alten Regimenter trugen, mußte zur Unterscheidung ein Abzeichen eingeführt werden. Major v. Weiß wählte die Elchschaufel. In den Ausführungsbestimmungen, dritter Teil, vom 1. März 1919 heißt es:

1. Abzeichen

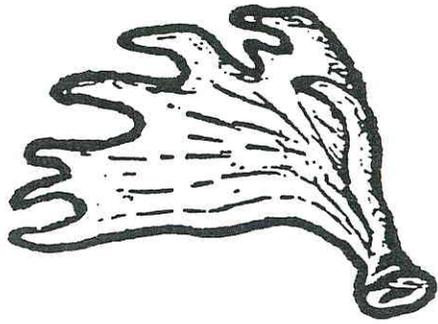
Als Abzeichen des Ostpreußischen Freiwilligenkorps wird ein halbes Elchgeweih aus weißem Metall auf jeder Seite des Kragens bestimmt (Der Elch als ostpreußisches Wahrzeichen).

Es wird an der Vorderseite des Kragens getragen, dort wo Spiegel bzw. Litzen sitzen, mit den Kolben gegeneinander. Diejenigen Truppenteile, welche zu der Uniform ihres Regiments Litzen haben, tragen die Elchschaufel auf diesen. Die Ausfertigung muß ganz gleichmäßig sein. Die Abzeichen sind bei Oskar Werner, Königsberg, Französische Straße Nr. 4, zu beziehen.

Das Korpsabzeichen gehört zur Uniform. Die Kosten der Beschaffung sind durch die Truppenteile zu verrechnen. Beim Ausscheiden aus dem Freiwilligenkorps ist zum Tragen des Korpsabzeichen berechtigt, wer dem Korps mindestens drei Monate angehört hat. Bei früherer Entlassung entscheidet der nächste Vorgesetzte, ob das Tragen gestattet ist. Mit Ausstoßung aus dem Korps geht das Recht zum Tragen des Abzeichens verloren. Im Soldbuch ist alsdann ein entsprechender Vermerk aufzunehmen.

Ferner wurde ein entsprechendes Ärmelabzeichen in ovaler Form mit einer gleichgeformten einfachen Elchschaufel getragen. Den Stamm für die neuen Regimenter bildeten Freiwillige aus den alten Regimentern wie den "41er", die auch ihre Traditionsbezeichnungen beibehielten.

Die Anweisungen des Armeekorps betrafen nicht nur die Infanterie, sondern alle Waffengattungen. So wurde beispielsweise am 5. Februar 1919 die Aufstellung einer Freiwilligen Haff- und Flußflottille im Rahmen des



Das Kragenabzeichen des Ostpreußischen Freiwilligenkorps



Ärmelabzeichen des Ostpreußischen Freiwilligenkorps

Ostpreußischen Freiwilligenkorps angeordnet. Die Aufgabe dieser Freiwilligen Flottille war die Überwachung und Sicherung des Schiffsverkehrs auf der Memel und an der litauischen Grenze, doch wurde sie auch zur Schützerin der Elche. Im Kanalgebiet zwischen Pregel und Memel hatten sich aus Königsberg geflüchtete Spartakisten zurückgezogen, die beim Wildern mit Maschinengewehren den Elchbestand zu vernichten drohten. Im Zusammenwirken mit Forstbeamten gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Im Frühjahr 1919 begann die Überleitung des Ostpreußischen Freiwilligenkorps in die neu gegründete Reichswehr.

Im Februar 1920 wurde aufgrund des Versailler Vertrages der Landstreifen nördlich der Memel ohne vorherige Volksabstimmung vom Reich abgetrennt. Erst jetzt entstand für diesen Landstrich der Begriff "Memelgebiet", der im Auftrag der Alliierten von Frankreich verwaltet wurde. Am 10. Januar 1923 überschritten litauische "Freischaren", bei denen es sich in der Mehrzahl um in Zivil gekleidete Soldaten handelte, die Grenze und besetzten widerrechtlich das Memelgebiet. Daraufhin verließ die französische Besatzungsmacht Memel. Diese Ereignisse quittierten die memelländischen Arbeiter mit einem Generalstreik, der durch den Einsatz litauischen Militärs mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde. Die Alliierten erklärten, daß erst eine Botschafterkonferenz über das weitere

Schicksal des Memelgebiets entscheiden könnte. Eine Konvention wurde schließlich am 8. Mai 1924 von Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan und Litauen unterzeichnet und verabschiedet. Der wesentliche Teil dieser Memelkonvention umfaßt das Statut, das die Selbstverwaltung des Memelgebiets regelte. Danach unterstanden der litauischen Regierung lediglich das Zoll-, Post- und Eisenbahnwesen sowie die Verwaltung des Memeler Hafens. Als Vertreter des litauischen Staates fungierte ein in Memel amtierender Gouverneur. Die Bewohner des Memelgebiets wurden litauische Staatsangehörige mit dem Zusatz "Bürger des Memelgebiets".

Der schwerste Schlag gegen die Selbstverwaltung des Memellandes erfolgte durch die Einführung des Kriegszustandes im Jahre 1926. Durch einen Staatsstreich in Litauen war Smetona an die Macht gekommen und verhängte einen Kriegszustand, der ohne Grund auch auf das Memelgebiet ausgedehnt wurde. Mit der Einführung des Kriegsrechts, das zwölf lange Jahre von 1926 bis 1938 andauerte, wurden die den Memelländern im Autonomiestatut zugesicherten Rechte unterlaufen. Der Widerstand der Memelländer gegenüber allen "Litauisierungsversuchen" und den Schikanen des litauischen Staates wuchs. Schließlich beugte sich Litauen dem Druck der Widerständler und des Deutschen Reiches und hob 1938 den Kriegszustand auf. Mit dieser Wendung bestand für die „Illegalen“ erstmals die Möglichkeit, geschlossen als Verband öffentlich aufzutreten. Im November 1938 formierten sich die Widerständler zum Memeldeutschen Ordnungsdienst. Die Aufstellung einer uniformierten Einheit wurde auch deswegen erforderlich, weil nach Wegfall des Kriegszustandes Ausschreitungen gegen Litauer zu befürchten waren.

Als führender Kopf dieser Organisation bestimmte Dr. Neumann zum Erkennungszeichen die einfache Elchschaufel, die er bereits am Ende des Ersten Weltkrieges als Angehöriger des Ostpreußischen Freiwilligenkorps getragen hatte. Als Kopfbedeckung wählte man die Skimütze, an deren linken Seite die Elchschaufel als Abzeichen getragen werden sollte. Rangabzeichen wurden nicht eingeführt und das Tragen von Waffen blieb verboten. Die erste Dienststelle richtete der Verfasser dieses Heftes in der Libauer Straße in Memel ein. Ein großes heraldisches Holzschilde mit

weißem Grund und schwarz aufgemalter Elchschaufel sowie den Buchstaben O D schmückte den Eingang. Der Aufbau des Ordnungsdienstes erfolgte unbürokratisch. Es wurden keine Mitglie­derausweise ausgegeben und allein die silberne Elchschaufel an der Mütze galt als Bestätigung für die Zugehörigkeit zum Ordnungsdienst. Nachdem sich der Ordnungsdienst als diszipliniert auftretende Organisation bewährt hatte, wurde im Dezember 1938 eine zusätzliche Reiterabteilung des Ordnungsdienstes aufgestellt. Die Uniform war die gleiche: schwarze Feldbluse mit roter Armbinde und Skimütze mit der Elchschaufel.

Am 23. März 1939 kam es zum Abschluß des Staatsvertrages zwischen Deutschland und Litauen über die friedliche Wiedervereinigung des Memelgebietes mit dem Reich. Beim Abzug der Litauer besetzte der Ord-



Jubiläumsmarken zum 20jährigen Bestehen des litauischen Staates. Schwarzer Überdruck "Memelland ist frei" mit nebenstehender Elchschaufel (Abzeichen des Memeldeutschen Ordnungsdienstes)

nungsdienst als Hilfsorganisation der Landespolizei die staatlichen Einrichtungen, um sie gegen Plünderung zu schützen. Die Landespolizei hatte inzwischen die litauischen Kokarden abgelegt und trug an der Mütze stattdessen ein Elchgeweih-Abzeichen. Anlässlich der Wiedervereinigung versah man die Briefmarken mit entsprechendem Überdruck. So beschlagnahmte der Stabsleiter des Ordnungsdienstes, Benno Dilba, einen Stapel Briefmarken im Hauptpostamt Memel. Gezielt suchte er sich die Jubiläumsmarken zum 20jährigen Bestehen des litauischen Staates aus, die in einer Druckerei mit dem schwarzen Überdruck "Memelland ist frei" und einer daneben stehenden Elchschaufel, dem Abzeichen des Ordnungsdienstes, gekennzeichnet wurden. Obwohl der Überdruck von keiner amtlichen Stelle genehmigt worden war, wurden in den Tagen des Anschlusses Postsendungen mit diesen Marken zuerst noch mit dem litauischen Stempel Klaipeda (für Memel) und später auch mit dem reichsdeutschen Poststempel befördert.

Am 23. April 1939 wurde auf dem Heumarkt in Memel der Memeldeutsche Ordnungsdienst offiziell als 105. SS-Standarte übernommen; zugleich mit der Erlaubnis, das bisherige Elchschaufel-Abzeichen als Traditionszeichen auf dem rechten Kragenspiegel zu tragen.

Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurde im November 1935 das Flak-Regiment 11 im Samland aufgestellt. Die II. Abteilung des Regiments bezog die Boelcke-Kaserne am Südufer des Pregels in Königsberg. Während des Polenfeldzuges wurde die II. Flak/11 unter der neuen Bezeichnung Ostpreußische Leichte Flak-Abteilung 71 im Verband des Heeres eingesetzt. Hier diente sie zur Unterstützung bei Erdkämpfen und zur Sicherung von Brücken.

Im November 1939 wurde die Einheit nach Westdeutschland verlegt. Bei Beginn des Frankreich-Feldzuges lag die Abteilung an der Mosel und im Hunsrück in Bereitstellung, hier erhielt die Einheit ein eigenes Erkennungszeichen. Kommandeur Major Werner Jacobson sowie Oberleutnant Dr. Hugo Novak, die beide bereits Ende des Ersten Weltkrieges dem Ostpreußischen Freiwilligenkorps angehört hatten, schlugen die Elchschaufel vor. Die ersten Versuche, die Elchschaufel ohne Vorlage aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen, mißlangen. Sie wirkte zu spitz und wurde von



Ostpreußische Leichte Flak-Abteilung 71

den Landsern als Hahnenkamm bezeichnet. Erst Nachbesserungen führten zu der mehr abgerundeten Form, die dann als Erkennungszeichen für die Abteilung fungierte und so bis zum Ende des Krieges beibehalten wurde.

Die Erinnerung an diese ostpreußische Einheit und das Gedenken an ihre Gefallenen pflegt die 1955 gegründete Traditionsgemeinschaft der Königsberger Leichten Flaksturm-Abt. 71. Aufgrund ihrer engen Beziehungen

zum Flugabwehrregiment 2 der Bundeswehr in Kassel hat sie im Stabsgebäude eine Traditionswand, die geschmückt mit dem Erkennungszeichen der Abteilung, der Elchschaufel, die Geschichte der Einheit dokumentiert. Im Traditionsraum liegen auch die fünf von Oberleutnant Dr. Hugo Novak verfaßten und mit der Elchschaufel bedruckten Hefte aus, die über die Geschichte und die Einsätze der Ostpreußischen Leichten Flak-Abteilung 71 im Zweiten Weltkrieg Auskunft geben.

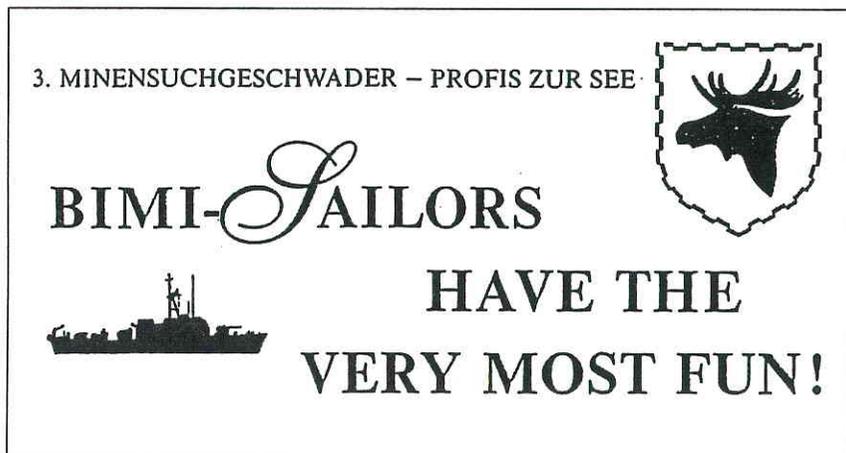
Die 3. Räumboot-Flottille wurde im Frühjahr 1939 mit Heimathafen Pillau aufgestellt. Auf Besuchsfahrten nach Tilsit, Nidden, Schwarzort und Memel machten sich der Kommandant und die Mannschaften mit den Booten vertraut. Die Begeisterung, mit der die Besatzungen von den Memeldeutschen empfangen wurde, führte zu dem Entschluß, die silberne Elchschaufel des Memeldeutschen Ordnungsdienstes als Wappen für die Boote zu übernehmen. So sollte die Verbundenheit mit Ostpreußen auch nach außen gezeigt werden. Die Elchschaufel erweiterte man zu einer kompletten Elchkopf-Silhouette, die auf beiden Seiten des Bugs angebracht wurde. Bei einem Neuanstrich der Boote gab es jedoch Probleme, den Elchkopf wieder richtig darzustellen. Die Malkunst der Matrosen schuf dabei die merkwürdigsten Gebilde. Erst ab 1941 gab es Scha-

blonen, die für ein einheitliches und repräsentatives Emblem an allen Booten der Flottille sorgten. Auch an der Bordmütze wurde das Elchkopfabzeichen in Weißmetall getragen. Es soll vorgekommen sein, daß Fremde die Frage stellten, was denn die Kuh mit Radar zu bedeuten hätte!

Die 3. Räumboot-Flottille war das sprichwörtliche "Mädchen für alles", sie sicherte Truppentransporte und beförderte selbst Infanteristen zu ihren Einsatzorten an der Küste. Aufgrund ihrer wechselnden Einsätze beim Dänemark-Norwegen-Unternehmen hatte die Flottille den sogenannten "Taxistreifen" erhalten, wie er von den Berliner Kraftdroschken her bekannt war. Die Brücke schmückte ein schwarz-weiß gewürfeltes Band, das neben dem Elchkopf das sichtbare Kennzeichen aller Boote der 3. Räumboot-Flottille war.

Bald nach dem Aufbau der Bundeswehr wurde das 3. Minensuchgeschwader aufgestellt. Als einer der ersten Verbände der neuen Bundeswehr übernahm das Geschwader die Traditionspflege einer Einheit der früheren Wehrmacht, nämlich der 3. Räumboot-Flottille. Eberhard Schmezer, ehemals Kommandant auf einem Schiff der 3. Räumboot-Flottille, unterbreitete Ende 1957 den Vorschlag, daß die neuen Boote des Geschwaders wieder das alte Flottillenwappen – den Elchkopf – führen sollten. Da in den Zeiten des "Kalten Krieges" vieles, was mit den deutschen Ostgebieten zusammenhing, ein politisch "heißes Eisen" war, mußte dieses Ansinnen den NATO-Partnern unterbreitet werden. Amerikaner und Engländer meldeten jedoch keine Bedenken an und so ziert heute wieder der Elchkopf den Bug von deutschen Marineschiffen, wobei der frühere Taxistreifen um die Brücke jetzt die Kante des Wappenschildes bildet.

Stammereinheit der 11. (Ostpreußischen) Infanterie-Division ist das preußische Infanterie-Regiment Nr. 2, das nach dem Ersten Weltkrieg im Januar 1921 von der Reichswehr aufgestellt worden war. Es bewahrte die Tradition des ältesten preußischen Infanterie-Regiments "Grenadier-Regiment König Friedrich der Große". Ursprünglich erfolgte die Aufstellung bereits im Dreißigjährigen Krieg (1626). Da Friedrich der Große als jugendlicher Prinz einst Befehlshaber dieser Einheit war, durfte das Re-

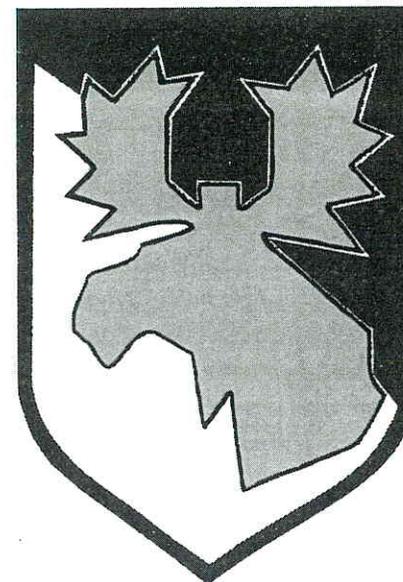


Elchkopfwappen beim 3. Minensuchgeschwader der Bundeswehr

giment laut Allerhöchster Kabinettsorder diesen Ehrennamen tragen. Das I. (Jäger) Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 2 führte die Tradition des ältesten preußischen Jäger-Bataillons "Graf Yorck v. Wartenburg" fort. Dieses war schon 1744 aufgestellt worden und erinnerte mit seinem historisch gewordenen Namen an General Yorck, der am 30. 12. 1812 mit den Russen die bekannte Konvention von Tauroggen abschloß, die die Befreiungskriege gegen Napoleon einleitete.

Das traditionsreiche Infanterie-Regiment Nr. 2 stellte den Stamm für die im Oktober 1934 bzw. Herbst 1935 neu aufgestellten Regimenter 23 und 44. Nach Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht bildeten im Oktober 1935 die Infanterie-Regimenter Nr. 2, Nr. 23 und Nr. 44 die 11. (Ostpreußische) Infanterie-Division, zu der verständlicherweise auch Einheiten anderer Waffengattungen gehörten. Als die 11. Infanterie-Division 1941 bei ihrem Kampfeinsatz vor Leningrad (heute wieder St. Petersburg) lag, entschloß man sich, ein besonderes Erkennungszeichen einzuführen. Die Wahl fiel auf einen roten, stilisierten Elchkopf auf schwarzweißem Preußenschild, der diagonal geteilt im oberen rechten Feld schwarze und im unteren linken weiße Farbe aufwies.

Der Elchkopf wurde an der Front zu einem Gütezeichen für soldatische Pflichterfüllung: Die 11. (Ostpreußische) Infanterie-Division war die im Wehrmachtsbericht des Zweiten Weltkrieges am häufigsten genannte Heeresdivision. Als Teil der Kurland-Armee hat sie sich um die vergebliche Rettung des deutschen Ostens vor der Roten Armee große Verdienste erworben. Den Angehörigen der Kurland-Armee wurde für ihr tapferes Ausharren in nahezu aussichtsloser Lage das Ärmelband "Kurland" verliehen. Das Ärmelband zeigt links vom Schriftzug Kurland das Hochmeisterwappen des Deutschen Ritterordens und rechts den Elchkopf auf schwarzem Grund aus dem Stadtwappen von Mitau (Mitau, 1265 vom Deutschen Orden gegründet, war bis 1795 Residenzstadt des Herzogtums Kurland).



11. (Ostpreußische) Infanteriedivision

Der Elch und die Elchschaufel haben nach der Gründung der Bundeswehr auch als Truppenkennzeichen und Traditionsabzeichen bei Einheiten des Heeres bzw. der Luftwaffe Verwendung gefunden.

Das Fallschirmjägerbataillon 252 der Bundeswehr wurde im Jahre 1960 in Nagold aufgestellt. Das Erkennungszeichen des Bataillons zeigt auf



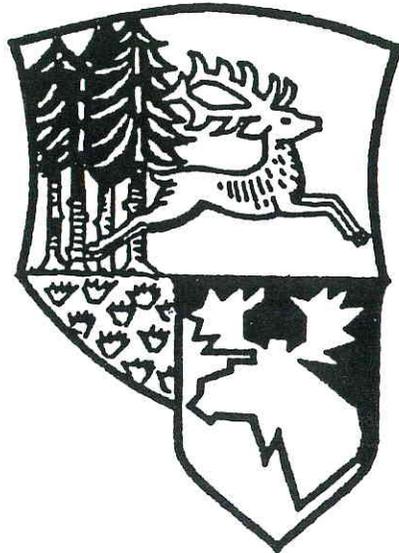
Ärmelband "Kurland"

einem diagonal geteiltem Schild im rechten oberen schwarzen Teil einen geöffneten weißen Fallschirm und im linken unteren weißen Teil eine schwarze Elchschaufel. Die Elchschaufel wurde auf Initiative des Oberst i. G. a. D. Hans Gotthard Pestke in das Bataillonszeichen übernommen. Oberst Pestke stammt aus Marienwerder und war als ehemaliger Angehöriger der 11. Infanterie-Division mit der Elchschaufel als Truppenemblem vertraut.

Auch die Kameradschaft "Yorckscher Jäger", so heißt die Traditionsgemeinschaft des ehemaligen



Fallschirm-Jägerbataillon 225

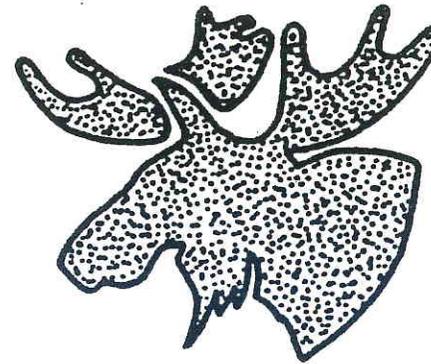


Kameradschaft Yorckscher Jäger

Jäger-Bataillons Graf Yorck v. Wartenburg (Ostpreußisches Nr. 1), hat in ihr Abzeichen den Elchkopf der 11. Infanterie-Division integriert.

Die 291. Infanterie-Division wurde am 6. Februar 1940 auf dem Truppenübungsplatz Arys in Ostpreußen aufgestellt. Nach ihrem ersten Einsatz in Frankreich bekam die Division ein neues Abzeichen. Das alte wurde durch einen Elchkopf ersetzt, der aus dem Markenzeichen einer Insterburger Firma entwickelt worden war. Mit Hilfe einer Schablone malte man das neue Emblem mit gelber Farbe auf

die Fahrzeuge. Der gelbe Elchkopf wurde namensgebend für die gesamte Division, die jetzt häufig "Elchdivision" genannt wurde. Sogar die Männer bezeichnete man fortan als "Elche". 1941 eroberte die Division in Kurland einen intakten Rundfunksender, so daß die Nachrichtenabteilung eine Sendung mit dem Titel "Die Elche lachen" produzierte, die auch in der Heimat gehört wurde. Der Elchkopf erfreute sich so großer Popularität, daß im November 1941 eine Postkarte mit dem Divisionszeichen herausgegeben wurde. Auf blauem Grund wurde der Umriß eines Elchkopfes in gelber Farbe wiedergegeben. Die schlichte Beschriftung lautete: Unser Zeichen.



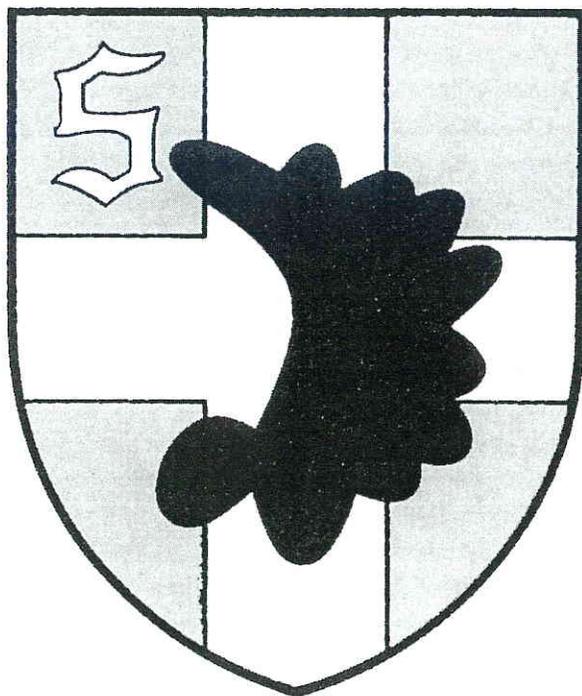
Treffen des Traditionsverbandes der ehem. 291. Infanterie-Division 1985 in Witzenhausen

Zu den Bundeswehreinheiten, die aus Traditionspflege die Elchschaufel von ehemaligen Einheiten übernommen haben, zählt auch das Panzergrenadierbataillon 193. Es wurde am 1. April 1959 in Handorf bei Münster aufgestellt. Auf Initiative des damaligen Kommandeurs, Oberstleutnant Thater, eines gebürtigen Königsbergers, übernahm das Panzergrenadierbataillon 1970 die Patenschaft für das traditionsreiche Infanterieregiment Nr. 1. Die Geschichte dieses Regiments geht auf das 1685 aufgestellte Grenadier-Regiment Kronprinz (1. Ostpreußisches) Nr. 1 zurück. Am Zweiten Weltkrieg hat das Regiment im Verband der 1. (Ost-

preußischen) Infanterie-Devision teilgenommen und wurde bei Kriegsende in Ostpreußen eingesetzt. Mit der Übernahme der Patenschaft wurde die schwarze Elchschaufel auf weißem Schild, wie sie auch die Landsmannschaft Ostpreußen seit dem Zweiten Weltkrieg als Emblem führt, als Bataillonswappen eingeführt. Ferner errichtete man auf dem Kasernengelände in Handorf einen Gedenkstein. Der Stein trägt den Sinnspruch des früheren Denkmals in der Garnison Königsberg:

Der Vergangenheit
Der Zukunft

Das Bataillonswappen wurde 1979 abgeändert. Auf grünem Schild zeigt das neue Wappen ein breites gelbes Kreuz (das Handorfer Kreuz aus dem Wappen der Gemeinde Handorf) und darauf die schwarze Elchschaufel. Neben diesem Bataillonswappen führen einzelne Kompanien eigene Erkennungszeichen, in denen die Elchschaufel immer eingefügt ist. Im April

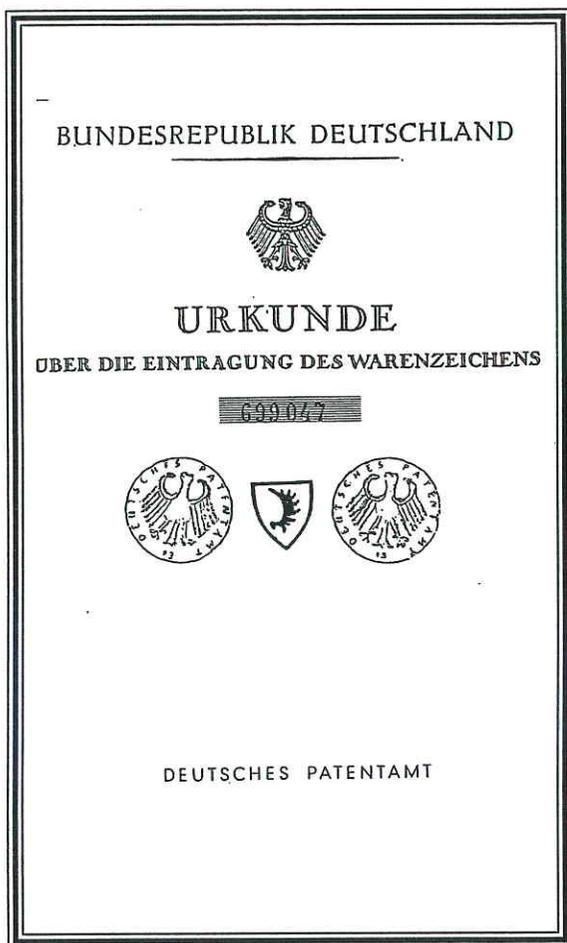


1989 erfolgte die Umgliederung des Bataillons zur Unteroffiziersschule des 1. Korps. Bereits ein Jahr später wurden alle aktiven Soldaten des Bataillons an die Schule oder zu anderen Einheiten versetzt. Die neu geschaffene Unteroffiziersschule des 1. Korps übernahm das bisherige Wappen des Bataillons und ergänzte es durch ein S in der linken oberen Ecke.

Die Elchschaufel als Emblem von Verbänden und Organisationen

Den größten Anteil an der Entwicklung der Elchschaufel als Symbol für die Vertriebenen hat die Landsmannschaft Ostpreußen. Sie verdankt ihr Emblem, die schwarze, senkrecht stehende Elchschaufel, dem Vorschlag des Freiherrn v. Wrangel. Dr. Wolf Freiherr v. Wrangel wurde 1897 im Kreis Gerdauen geboren. Nach der Teilnahme am Ersten Weltkrieg studierte er Rechtswissenschaften in Göttingen und Königsberg und trat anschließend in den preußischen Verwaltungsdienst ein. 1932 wurde er Landrat in Mohrungen, mußte aber 1935 von diesem Amt zurücktreten, weil er sich weigerte, in die NSDAP einzutreten. Am Zweiten Weltkrieg nahm v. Wrangel zunächst als Offizier und nach einer Verwundung als Oberkriegsverwaltungsrat in Nordfrankreich teil. Hier wirkte er als ein von dem Gedanken der Fürsorge für die ihm anvertraute Bevölkerung erfüllter Verwaltungsbeamter. Nach dem 20. Juli 1944 wurde v. Wrangel, der wie so viele aus altpreußischen Familien stammende Adelige ein entschiedener Gegner des Hitlerregimes war, verhaftet, dann jedoch glücklicherweise wieder entlassen. Er konnte mit seiner Familie nach Niedersachsen flüchten, wo er 1946 von der englischen Besatzungsmacht als Oberkreisdirektor von Hann. Münden eingesetzt wurde. Sofort nach Kriegsende begann v. Wrangel Anschriften ostpreußischer Heimatvertriebener zu sammeln. Diese Listen dienten dann als Grundlage für die Hamburger Gründungsversammlung der Landsmannschaft Ostpreußen am 3. Oktober 1948. Die Bestätigung als rechtsfähiger Verein erfolgte 1949.

Freiherr v. Wrangel war nicht nur Mitinitiator der Landsmannschaft Ostpreußen, sondern er schuf – wie bereits eingangs erwähnt – auch die Elchschaufel als Ostpreußen-Abzeichen. Anfangs war es nämlich die „Wrangelsche Auskunftsstelle“ und der von ihm mitgegründete „Göttinger Arbeitskreis“, die sich u. a. mit dem Verkauf des Elchschaufel-Emblems finanzierten. Diese Aufgabe wurde erst später von der Landsmannschaft Ostpreußen übernommen. Im Jahre 1957 wurde die Elchschaufel beim Deutschen Patentamt als geschütztes Warenzeichen der Landsmannschaft



Landschaften bildlich veranschaulichen, sondern auch Eindrücke über namhafte Persönlichkeiten, Geschichte und Brauchtum Ostpreußens vermitteln.

In den ersten Jahren nach der Gründung der Landsmannschaft standen soziale Aufgaben bei der Eingliederung der Heimatvertriebenen im Vordergrund. Im Rahmen der Familienzusammenführung und des Suchdienstes erwachsen weitere Arbeitsgebiete, die zur Bildung der Heimat-

Ostpreußen eingetragen. Die Verdienste v. Wrangels hat die Landsmannschaft 1980 mit der Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens gewürdigt.

Naturgemäß widmet man sich in der Landsmannschaft und in den Heimatkreisgemeinschaften neben aktuellen politischen Fragen auch geschichtlichen und kulturellen Themen der ostpreußischen Heimat. Zur Unterstützung dieser Arbeit verfügt die Landsmannschaft über Diareihen, Filme, Ausstellungen und umfangreiche Schriftenreihen, die nicht nur einzelne Städte und

auskunftsstellen und der Heimatortskarteien führten. Durch die Arbeit dieser Dienststellen wurde eine einmalige Besitzstands- und Personenstandsdokumentation über Ostpreußen geschaffen. Anfang der 50er Jahre wurde die Bruderhilfe Ostpreußen ins Leben gerufen, die durch Paketsendungen die in Ostpreußen verbliebenen Landsleute unterstützte. Der Aufruf zur Spendenaktion hatte einen derartigen Erfolg, daß im Jahre 1953 die Zollverwaltung einmal wöchentlich einen Beamten zur Landsmannschaft in Hamburg abstellte, der dort den ganzen Tag die Verzollung der Pakete abwickelte. Die Bruderhilfe wurde zur ständigen Einrichtung. Im Zusammenhang damit ist auch die Betreuung der im Lager Friedland eintreffenden Aussiedler aus den Ostgebieten zu erwähnen.

Für eine langjährige Zugehörigkeit zur Landsmannschaft Ostpreußen sowie für verdienstvolle Mitglieder, die hervorragende Leistungen im Interesse Ostpreußens erbracht haben, hat die Landsmannschaft Ehrenurkunden und Auszeichnungen vorgesehen.

- Eine Treueurkunde wird für eine mindestens 20 Jahre währende Mitgliedschaft ausgestellt. Auf einem hellgrauen, gemaserten Karton steht oben links das ostpreußische Provinzwappen und rechts die Elchschaufel. Im Text spricht die Landsmannschaft für Treue und Bekenntnis zur ostpreußischen Heimat Dank und Anerkennung aus.
- Das Verdienstabzeichen wird für engagierte Tätigkeiten in heimatpolitischen, kulturellen und organisatorischen Bereichen, die über mindestens zehn Jahre hinweg geleistet wurden, verliehen. – Es besteht aus dem Wappenschild mit Elchschaufel, deren untere Hälfte mit silberfarbenem Lorbeerkrans umrandet ist. Das Verdienstabzeichen wird als Anstecknadel, bei Frauen als Brosche getragen. Die entsprechende Urkunde zeigt auf beigefarbenem Karton ebenfalls oben das Provinzwappen und unten die Elchschaufel im Prägedruck. Im Text wird die Anerkennung für unermüdliche Arbeit für die Heimat ausgesprochen.
- Damit das Ehrenzeichen der Landsmannschaft verliehen wird, bedarf es besonderer Leistungen in der politischen Arbeit, die wäh-

rend einer Zeitdauer von mehr als 15 Jahren erbracht worden sind. Auch außergewöhnliche Leistungen in der Kulturarbeit sollen bei herausragenden Verdiensten durch das Ehrenzeichen gewürdigt werden. In Ausnahmefällen können auch Persönlichkeiten außerhalb der Landsmannschaft mit dieser Auszeichnung geehrt werden. – Das Ehrenzeichen zeigt einen Emaille-Wappenschild mit der Elchschaufel, die mit einem massiv-silbernen Lorbeerkranz voll umrandet ist. Die Urkunde aus weißem, gehämmertem Karton trägt ebenfalls die Elchschaufel und im Text wird der langjährige Einsatz für Heimat und Vaterland gewürdigt. Als Hülle für die Urkunde dient ein Doppelbogen, den vorne in der Mitte das Provinzwappen ziert.

- Die Verleihung des Ehrenzeichen in Gold ist eine Steigerung des Ehrenzeichens in Silber. Im Wesentlichen gelten dieselben Kriterien und die Ausgestaltung ist ebenfalls ähnlich. Statt des massiv-silbernen Lorbeerkranzes wird das Elchschaufel-Wappen von einem goldenen Lorbeerkranz voll umrahmt.

- Voraussetzungen für die Verleihung der Ottomar-Schreiber-Plakette sind außergewöhnliche, nachhaltige Verdienste um Gesamtdeutschland, um Ostpreußen und seine Menschen. Soweit die Auszeichnung Angehörige der Landsmannschaft betrifft, sollten sie im Besitz des Goldenen Ehrenabzeichens sein. - Die Plakette, aus bronzefarbenem Metall, enthält auf der Vorderseite Abbild und Lebensdaten von Dr. Schreiber (1889-1955), dem ersten Sprecher der Landsmannschaft und auf der Rückseite die Symbole Elchschaufel und Adler, sowie die Aufschrift „Der deutsche Osten ist ein Element des deutschen Geistes“.

- Die höchste Auszeichnung der Landsmannschaft ist der Preußenschild, der im März 1957 gestiftet wurde. Diese Auszeichnung darf nicht von mehr als 15 lebenden Personen getragen werden. Die Verleihung ist jeweils am 25. Februar vorzunehmen, dem Tag an dem im Jahre 1947 durch Beschluß des Alliierten Kontrollrates die Auflösung des preußischen Staates verfügt wurde. Der Preußen-



Drei Träger des Preußenschildes (von links): Siegfried Graf zu Eulenburg-Wicken, Agnes Miegel, Dr. Alfred Gille

schild kann an Persönlichkeiten verliehen werden, die sich um Ostpreußen und Deutschland in einer Weise verdient gemacht haben, die weit über die Voraussetzungen zur Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens hinausgehen. – Der auf der linken Brustseite als Steckorden, bei Frauen an einer Halskette zu tragende Preußenschild besteht aus einem wappenförmigen Emailleschild mit einem schwebenden friderizianischen Adler in stilisierter Form, Träger sind u. a. Agnes Miegel und Prof. Dr. Fritz Gause.

Etwa eineinhalb Jahre nach Gründung der Landsmannschaft Ostpreußen erschien am 5. April 1950 zum ersten Mal "Das Ostpreußenblatt". Es löste das zuvor herausgegebene Mitteilungsblatt "Wir Ostpreußen" ab. In seinem Geleitwort für das Ostpreußenblatt erklärte der damalige Staatssekretär im Vertriebenenministerium und erste Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Ottomar Schreiber, die Zeitung zum einzigen Organ der Landsmannschaft.

Das damalige Ostpreußenblatt hatte nur die Hälfte des heutigen Formats, aber die Kopfzeile in Frakturschrift mit der Elchschaufel daneben war damals wie heute dieselbe. Bei der senkrecht gestellten Elchschaufel handelte es sich um das von der Landsmannschaft als Symbol Ostpreußens eingeführte Zeichen. Die Zeitung erschien zuerst alle 14 Tage. Die ersten Folgen waren 48 Seiten stark, von denen allein neun Suchanzeigen nach vermissten Familienangehörigen füllten.

Obwohl in den folgenden Jahren so manche Zeitung ihr Erscheinen einstellen mußte, gelang es dem Ostpreußenblatt zu überleben und bereits mehrere Jubiläen zu erreichen. Zu erwähnen ist, daß der langjährige Chef-

redakteur Hugo Wellems ein gebürtiger Kölner war. Ihm ist es im wesentlichen zu danken, daß auch heute noch, nach mehr als 40jährigem Bestehen der Zeitung, das Ostpreußenblatt seinem Profil als unabhängiges Informationsblatt für ganz Deutschland gerecht wird.

Das ehemalige Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen, Hans Ludwig Loeffke, führte in den 50er Jahren auf seinen Briefbögen einen Elchkopf mit der Umschrift "Landsmannschaft Ostpreußen" und den Buchstaben DJV. Er hatte damit auf ein Abzeichen des schon vor dem Ersten Weltkrieg bestehenden Deutschen Jagdschutzvereins (DJV) Landesverband Ostpreußen zurückgegriffen. Als Loeffke später das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg aufbaute und im Jahr 1958 eröffne-



H. L. LOEFFKE

Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen



Ostpreussisches Jagdmuseum

– Wild, Wald und Pferde Ostpreußens –
e. V.

Freunde
des Ostpreussischen
Jagdmuseums
(Wild, Wald
und Pferde
Ostpreußens) e. V.



Das Ostpreußenblatt
UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

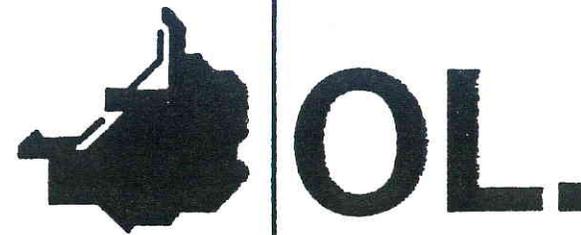
te, übernahm er den gleichen Briefkopf. Ohne die Buchstaben DJV fun-
gierte der Elchkopf mit der Umschrift "Ostpreußisches Jagdmuseum" als
Emblem für das neu geschaffene Museum. Das Zeichen wurde ebenfalls
vom Trägerverein des ostpreußischen Jagdmuseums als auch vom später
gegründeten Verein der Freunde des Ostpreußischen Jagdmuseums e. V.
benutzt. Im Jahre 1981 wurde das Museum in Ostpreußisches Jagd- und
Landesmuseum umbenannt. Das Symbol, der Elchkopf, jedoch blieb. Mit
der Zeit reichten die Räumlichkeiten in der Salzstraße nicht mehr aus und
man entschloß sich zu einem Neubau. Die Eröffnung des Neubaus in der
Ritterstraße, nunmehr unter dem Namen Ostpreußisches Landesmuseum,
erfolgte im Jahre 1987. Diesmal wechselte auch das Emblem und man
wählte als Zeichen zunächst den schwarzen ostpreußischen Adler, der
aber 1990 durch ein neues Symbol ersetzt wurde: die Provinz Ostpreußen
als geographisches Abbild der Umriss mit den danebenstehenden Groß-
buchstaben O L.

Dem Elch ist ein großes Diorama in der Eingangshalle des Museums ge-
widmet. Ein stehender Elchbulle wird neben einer liegenden Elchkuh in
ihrer natürlichen Umgebung gezeigt. Die museumspädagogische Abtei-
lung des Landesmuseums, die sich insbesondere bemüht, Jugendliche und
junge Erwachsene an das Thema "Ostpreußen" heranzuführen, hat als
Symbol einen lachenden Elchkopf gewählt.

Der Elchkopf mit der Umschrift "Landsmannschaft Ostpreußen" und den
Initialen DJV, wie von Loeffke seinerzeit als Briefkopf genutzt, wird hier
noch als Anstecknadel verkauft.



Ostpreußisches Landesmuseum



Ostpreußisches
Landesmuseum

Literatur

- Brandis, Cordt v.: Baltikumer – Das Schicksal eines Freikorps, Berlin [1939].
- Der Kreis Elchniederung. Ein ostpreußisches Heimatbuch, Bd. 1, hrsg. von der Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Hannover 1967.
- Die Entstehungsgeschichte des Gumbinner Elchs, in: Gumbinner Heimatbrief, Nr. 27, 3/1974, S. 14-18.
- Heling, Martin: Trakehnen. Das Hauptgestüt als Quell und Mittelpunkt der ostpreußischen Pferdezucht, München 1965.
- Kakies, Martin: Elche am Meer, Leer 1965.
- Kramer, Hans: Elchwald, München u. a. 1963.
- Kurschat, Heinrich A.: Wunderland Kurische Nehrung, Oldenburg 1957.
- Pietsch, Richard: Fischerleben auf der Kurischen Nehrung, Berlin 1982.
- Plieg, Ernst Albrecht: Das Memelland 1920 -1939, Würzburg 1962.
- Schilke, Fritz: Trakehner Pferde, einst und jetzt. 5. völlig neubearbeitete Auflage, München 1982.
- Tautorat, Hans-Georg: Im Land der Elche. Die Memelniederung, hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Hamburg 1983.
- Ders.: Trakehnen, hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Hamburg 1993.
- Woede, Hans: Wimpel der Kurenkähne. Geschichte, Bedeutung, Brauchtum. Würzburg 1965.